



3.25.14.

Library of the Theological Seminary,
PRINCETON, N. J.

BT 10 .F87 v.2:2

F ur Gottes Wort und Luthers
Lehr





Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Princeton Theological Seminary Library

✓ Für Gottes Wort und Luthers Lehr!

Biblische Volksbücher, herausgegeben von Lic. theol.
Dr. phil. Johann Rump, Pfarrer in Bremen-Seehausen.

Reihe II.

Heft 10.

Einst und Jetzt im Heiligen Lande.

Streiflichter zur biblischen Geschichte
aus der Gegenwart des heiligen Landes

von

✓
Pastor O. Eberhard,

Mitglied des Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des heiligen Landes
in Jerusalem.



Gütersloh.

Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

1909.

Vorwort.

„Das lehrreichste Denkmal vergangener Zeiten, welches das gegenwärtige Palästina aufzuweisen hat, ist die Denkweise und Sitte seiner Bevölkerung. So wenig diese als die unmittelbare Erbin oder Fortsetzung von altisraelitischem oder gar kanaanitischen Volkstum gelten kann, so sehr hat doch die Stammesverwandtschaft und die Gleichheit der allgemeinen Lebensverhältnisse eine so weitgehende Analogie des Denkens, Lebens und Arbeitens bewirkt, daß es keinen die biblische Forschung wirksamer unterstützenden Anschauungsunterricht gibt als eben die palästinische Volksitte.“ (Dalman, Palästinischer Diwan, 1901.)

„Zum Grundcharakter des Orients gehört die Stabilität; im großen und ganzen sind die Sitten des Morgenlandes seit den ältesten Zeiten bis heute in den Grundzügen gleich geblieben, abgesehen von den größeren Städten mit europäischem Einfluß. Namentlich die Nomaden, die Beduinen, stehen noch heute auf derselben Kulturstufe wie vor Jahrtausenden. Es ist also, abgesehen von dem, was speziell dem Islam angehört, ein Rückschluß von den heutigen Verhältnissen auf die Sitten und Gebräuche der alten Zeit vielfach möglich. Vor einer direkten Übertragung aller Verhältnisse muß man sich allerdings hüten“ (Benzinger, Hebräische Archäologie, 2. Aufl. 1907).

Diese nahe sich berührenden Urteile zweier „Jerusalemer“, die allerdings als Theologen und Forscher von recht verschiedenen Grundanschauungen an ihren Stoff herantreten, rechtfertigen ohne weiteres die Zusammenstellung von „Einst und Jetzt“ im Thema und tun die Bedeutung der unter diesem Titel gebrachten Auswahl loser Skizzen für den Bibelleser dar.

Vielleicht erweisen sich die Bilder aber auch für den Religionslehrer brauchbar. Der Bibelunterricht ist ja nicht entfernt gleichbedeutend mit dem kulturgeschichtlichen Unterricht, wie es angesichts mancher modernen Präparationswerke für die Hand des Lehrers fast scheinen möchte. Wer so denkt, verkennt völlig das Wesen der Religion und die Aufgabe des biblischen Unterrichts. Beide fordern vielmehr als eigentlichen Inhalt der Religionsstunde die sittlich-religiöse Vertiefung oder die Einführung in die Innenseite der biblischen

Geschichte. Fehlt es daran, so ist der Unterricht nicht sachgemäß und fruchtbringend. Auf der andern Seite verlangt allerdings der Faktor, der gleicherweise im Unterricht berücksichtigt sein will, das Wesen der kindlichen Seele, daß diese sittlich-religiösen Gedanken durch eine anschauliche Darbietung mittelst allerlei Außenwerks für das Gesinnungsleben des Kindes fruchtbar gemacht werden. Als eine solche Apperzeptionshilfe für die Innenseite der Geschichte mögen die folgenden Blätter in Betracht kommen, eins vielleicht mehr als das andere. Daß ein Bedürfnis für diese Seite des Unterrichts vorliegt, beweist die rasch wachsende Verbreitung des Buches von Dr. H. Tögel: „Der konkrete Hintergrund zu den 150 Kernsprüchen“ (Dresden, Bleyl u. Kaemmerer, 3. Aufl. 1908).

Zum Schluß mag einem Wunsche Ausdruck gegeben werden. Gibt es für die Bibelfunde und die biblische Archäologie neben den Ausgrabungen keine bessere Quelle und kein wirksameres Anschauungsmaterial als die palästinische Volkskunde, die Bauern und Beduinen bei Ruhe und Arbeit, auf der Hochzeit und am Totenbett, in Krieg und Frieden, auf dem Felde und am Zeltfeuer belauscht und ihre Sitte und Denkweise eingehend und allseitig beschreibt, so brauchen wir eine großangelegte, aus der Tiefe der Sache geschöpfte und darum unbedingt zuverlässige Volks- und Landeskunde Palästinas, wie sie für die städtische Sitte des modernen Ägyptens in dem Werke des Engländers E. W. Lane (5. Ausg. 1871) vorliegt. Bis heute haben wir es trotz der Überfülle der Palästinaliteratur nicht über — allerdings wertvolle — Vorarbeiten zu diesem Werke hinaus gebracht. Möchte uns bald aus der Feder, die als einen „Beitrag zur Volkskunde“ den palästinischen Diwan gebracht hat, das Monumentalwerk einer umfassenden Volkskunde beschert sein. Der Leiter des Deutschen Evangelischen Archäologischen Instituts in Jerusalem erscheint durch seinen langjährigen Aufenthalt in Syrien und Palästina, durch seinen intimen Umgang mit Bauern und Beduinen, durch seine peinlich sorgfältige Erforschung des Volkslebens und der Volkssitte, nicht minder durch seine hervorragende Kenntnis der biblischen und der nachbiblischen jüdisch-rabbinischen Literatur sowie durch die Nüchternheit seines Urteils und die Gabe scharfer Beobachtung zur Lösung dieser Aufgabe in hervorragendem Maße berufen.

Was über die Entstehung dieses Schriftchens zu sagen ist, wolle man im Schlußwort nachlesen.

Kotelow, im Juli 1909.

O. Eberhard.

1. Schirokko.

Die Spätregen des März und April zaubern im Verein mit der Kraft der Sonne einen reichen und bunten Blumenflor auf die fahlen Halden Judäas und in die grünen Teppiche Galiläas (Matth. 6, 28 f.). Aber es ist nur ein kurzer Lenzesgruß; schon im Mai hat die glühende Sonne alles versengt, und mit dem Sonnenbrand verbindet sich der gefürchtete Ostwind (Hes. 17, 10); oft genügt ein einziger dörrender und sengender Hauch aus der Wüste, um die ganze Frühlingsherrlichkeit buchstäblich hinwegzufegen.

Es war am 11. April. Wir hatten auf dem Tell Asür, dem höchsten Punkt des südlichen Palästinas, eine unvergleichliche Fernsicht genossen und ritten nun stundenlang in der steinigten Talsohle des einsamen Wadi el-'Ain. Bleierne Schwüle lagerte zwischen den nackten Felswänden, man fühlte sie förmlich brüten und Reiter und Pferde ermatten. Die Sonne war glanzlos, der Himmel mattgrau, wie bestäubt; die Luft zitterte unter der Schwüle und tat den Augen weh; das Thermometer eines Freundes zeigte 40 ° C. Das war der Schirokko (von dem arabischen scharki = östlich), der trockene Ostwind, der die Hitze der arabischen Wüste nach Palästina trägt.

Und es war Karfreitag in Jerusalem, der 21. April. Wieder war der Himmel bezogen, Gewitterstille lagert in der Luft, die verschleierte Sonne gibt dem Firmamente einen fahlen, rötlichen Schein. Ein feiner Staub erfüllt die Atmosphäre und verwandelt das matte Grün des Olivenblattes in fahles Grau. Menschen und Tiere fühlen sich schlaff, und das währt nun schon zwei

Tage; man spürt richtig, wie einem die geistige Energie und die körperliche Spannkraft entschwindet, und man kann sie nicht halten. Auch die Nacht bringt keine Abkühlung, die Luft ist und bleibt ozonarm, ruhelos wälzt man sich auf dem Lager hin und her. So trocken ist die Atmosphäre, daß sie drinnen in den Häusern die Feuchtigkeit aus dem Holz der Möbel zieht und draußen auf den Feldern ganze Schläge jungen Getreides bleicht und vernichtet; die Schleimhaut der Luftwege trocknet aus und bewirkt Entzündungen; manche klagen über Kopfschmerz, Beklemmung und Fieber. Endlich löst sich die Spannung. Ein Windstoß fegt in die lastende Schwüle der Straßen, und plötzlich brausen die Wirbelstürme daher und peitschen Wolken von Sand und feinem Kalkstaub durch die Luft, daß man wie ein Blinder unter den Stößen des Windes dahinwankt. Der Staub dringt durch die undichten Fenster in die Zimmer und deckt alles mit seinem weißen Mantel. Das ist wieder der Schirokko; er wirft Lasttiere um und weht Kinder vom Esel. Es ist genau derselbe „große Wind von der Wüste her“, der einst des Hiobs Haus über den Haufen warf (Hiob 1, 19). Und am nächsten Tage sind die Pflanzen verdorrt und die Blümlein abgefallen. Der Spätregen, der in der Nacht gekommen ist, kann ihnen die Labung nicht mehr bringen, die er für Mensch und Tier so unaussprechlich in sich birgt; ihre Lebenskraft war schon geknickt. So erging es einst dem Rizinusbaum des Jonas (Jon. 4, 8), als Gott den „dürren Ostwind“ schickte, und Jonas selber bis zum Tode ermattete. „Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde. Wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr“ (Ps. 103, 15 f.).

2. Ernten.

Nächst der Hochzeit ist noch heute, wie zu den Zeiten des Alten Testaments, die Erntefreude die höchste Freude des Palästiners. „Vor dir wird man sich freuen, wie man sich freut in der Ernte“ (Jes. 9, 3), diese Worte bezeichnen den Überschwang der Freude im alten Israel. Die Männer schneiden, und fröhlicher Gesang erklingt zur Sichel; die Frauen binden und sammeln die Garben und lassen ein über das andere Mal ihren eigentümlich schrillen Festestriller, die zalrūta, durch die Luft zittern.

Ist die Ernte beendet, so wird es auf der Tenne lebendig. Wir standen auf der Tenne des alten Gibeon, unweit Jerusalem (Jos. 9, 1; 1. Kön. 3, 4); es ist, wie zumeist im Gebirge, eine große natürliche Felsplatte nahe dem Dorfe und mit ihm auf der Höhe gelegen. Sie ist sauber gefegt, und ein jeder hat auf ihr seinen bestimmten Platz. Die unentbehrlichen Esel haben das Getreide dorthin geschafft, Menschenhand breitet es nun aus und treibt die Ochsen oder Esel, zu zweien oder dreien zusammengekoppelt, Tag für Tag einige Stunden im Kreise über das Getreide, bis die Körner durch die Hufe ausgequetscht sind und das Stroh in Häcksel zerspalten ist. So geschah die Drescharbeit in den alten Zeiten, so geschieht sie noch heute bei den Ärmeren; und damals wie jetzt gilt es für unrecht, dem Tiere bei seiner Arbeit einen Maulkorb vorzulegen: „Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden“ (5. Mose 25, 4); was er erhaschen kann, mag er erhaschen. Reichere Fellachen beschleunigen die Arbeit durch den Dreschschlitten.

Nun muß die „Spreu von dem Weizen“ gesondert werden (Matth. 3, 12). Am Nachmittag, wenn der Seewind über das Gebirge dahinstreicht, nimmt der Bauer die dreizinkige „Wurfschaufel“ zur Hand und wirft den Drusch so in die Höhe, daß die Körner senkrecht niederfallen, während die Spreu vom Windzuge je nach Größe oder Schwere näher oder ferner hinweggeweht

wird. So bilden sich drei Haufen. Das Korn wird zwecks besserer Reinigung noch gesiebt (Luk. 22, 31) und in Zisternen oder Felsenspeichern untergebracht; die leichtere Spreu oder der Häcksel wird gleichfalls gesammelt und zum Füttern des Viehs in der knappen, regenlosen Zeit aufbewahrt; die härteren und schwereren Bestandteile wie Knoten- und Wurzelteile werden als Heizmaterial verwandt oder auch als nutzlose „Spreu“ auf der Tenne selber verbrannt. Dieser letztere Vorgang zusammen mit dem Worfeln wird dem Herrn zu einem Sinnbild der Scheidung und des Gerichts (Matth. 3, 12).

Was den Ertrag des Feldes anbetrifft, so bringt der Weizen im Gebirge Juda eine 2—3fache, an der Küste und in der Jesreelebene eine 6—7fache Frucht. Aber daß bei zweckmäßiger Bearbeitung ein reicherer Ertrag möglich wäre, lehren die Ernteergebnisse in den deutschen und jüdischen Kolonien. Weizen bringt dort im Durchschnitt das 8—10fache Korn, Gerste das 10—15fache und Durra (eine maisähnliche Staude, deren Mehl zum Brotbacken verwandt wird) gar das 60—70fache; auf gutbewässerten Feldern kann man zweimal im Jahre ernten. Wenn der Herr im Gleichnis von einem 30-, 60- und 100fachen Ertrage redet (Matth. 13, 8), so scheint danach ein Rückgang in der Leistungsfähigkeit des Bodens stattgefunden zu haben, was bei der jahrhundertelangen Verwahrlosung des Landes und der Rückständigkeit des landwirtschaftlichen Betriebes und seiner Geräte nicht wundernehmen darf. Aus dem Haurān, der Kornkammer Syriens, östlich vom Jordan, wird allerdings ein 60-, 80-, 100fältiger Ertrag berichtet, allein nachgewiesen ist dort nur das 40—50fache Korn. Dagegen soll es öfter beobachtet sein, daß einem einzigen Weizenkorn 10—15 Halme und einem Gerstenkorn gar 30—50 Halme entsprossen; hier würde also das einzelne Korn tatsächlich einen mehr als hundertfachen Ertrag (Matth. 13, 8) bringen.

3. Der Pflug.

Der Pflug, mit dem der Fellache im Süden des Landes arbeitet, ist noch im wesentlichen das primitive Gerät des Alten Testaments. Er besteht in der Hauptsache aus einem krummen eichenen Sterz, auf dessen Spitze schnabelartig die flach gewölbte eiserne Pflugchar gesteckt ist. Damit wird das Erdreich etwa 10 cm tief umgebrochen, d. h. eigentlich nur aufgeriht. Mit dem Pflugbaum steht die Deichsel in Verbindung, über ihrem vorderen Ende liegt ein mit Zapfen versehenes Querholz, das Joch; zwischen die Zapfen des Jochs kommt der Hals der Zugtiere. Es liegt auf der Hand, daß der Jochbalken, wenn er zu schwer ist oder sonst nicht paßt, dem Stier den Nacken zerreiben kann (Jes. 9, 4). Daran denkt der Herr Jesus, wenn er ladet: „Nehmet auf euch mein Joch . . ., denn mein Joch ist sanft“ (Matth. 11, 28 f.).

Der Pflug ist zumeist mit Ochsen bespannt; hinter ihm schreitet der Pflüger. In dem unebenen, felsigen Gelände Judäas, das oft durch den Terrassenbau erst künstlich geschaffen ist, muß er auf seine Arbeit wohl acht geben. Daher das Wort: „Wer seine Hand an den Pflug legt und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes“ (Luk. 9, 62). Die Linke stützt er auf das Querholz des Pflugstockes, in der Rechten hält er noch heute den charakteristischen Ochsenstecken. Dieser „Stecken des Treibers“ (Jes. 9, 4) ist 2—3 m lang und trägt an dem einen Ende eine eiserne Schaufel, um gelegentlich die Pflugchar von der feuchten Erde zu reinigen; an dem anderen Ende ragt die eiserne Spitze, mit der das Tier angetrieben wird. Gegen diesen Stachel auszuschielen, zu „löcken“, bereitet dem Tiere natürlich besonderen Schmerz (Apg. 26, 14).

In Nazareth wurde uns von den handelseifrigen Knaben der Eingeborenen solch ein rohes, selbstangefertigtes Modell des palästinischen Pfluges angeboten. Bei Fr. Bester u. Co. (American Colony) in Jerusalem erwirbt man weitere Modelle der Handmühle, der Tonlampe, des Backherdes sowie biblische Blumen usw. zu

reellem Preise. Ein kleines Palästina-Museum fördert durch die konkrete Anschauung das Verständnis des Lebens und der Kultur in dem Heimatlande der Bibel; seine Beschaffung bringt Freude und Gewinn.

4. Tierquälerei.

Wohl mag der Bauer beim Pflügen hie und da sein Tier unbarmherzig mit dem spitzen Stachel antreiben, aber in der Regel ist er zu bequem dazu, denn Eile ist nach einem arabischen Sprichwort vom Teufel. Die Arbeit mit den lenksamen Tieren geht gemächlich, oft unter allerhand Gesang von näselnder Klangfarbe von statten. Anders da, wo das Tier zum Tragen schwerer Lasten oder zum Reiten gebraucht wird. Das ist bei dem Fellachen in der Regel der Esel, sonst auch das Kamel oder das Pferd. Der Esel ist geradezu das Tier des armen Mannes im Orient, obwohl er, wie Bileams Beispiel zeigt, auch Vornehmeren als Reittier dient; wenigstens gilt das heute von dem großen weißen Esel der Eléb-Beduinen. Wenn Meister Langohr Garben zu der Tenne oder eine Ladung ausgegrabener Olivenbaumwurzeln („einen Esel Holz“) zu dem Markt der nächsten Stadt schafft, bedarf er des Knüttels, da er gerade so wie sein schwächerer Vetter im Abendlande träge und störrig sein kann; ohne Erbarmen saust dann der „Stecken des Treibers“ auf ihn hernieder. Er hat freilich auch ein recht dickes Fell und kann durch passiven Widerstand wohl den Arm lahm legen, der ihn schlägt. Da hat der Mensch ein grausames aber bequemeres Mittel erfunden, um den Eigensinn des Tieres zu brechen: Mit Kunst wird ihm eine wunde Stelle des Körpers, die durch Druck oder schlechtes Sattel- und Riemenzeug verursacht ist, offen gehalten, und dann genügt ein Schlag auf die wunde Stelle, besser noch ein Stoß mit dem angespitzten Stock in das rohe Fleisch hinein, um das Tier in schnellere Gangart zu bringen.

Oft genug bietet sich in den Straßen und vor den Toren Jerusalems dies empörende Schauspiel, bei dem man vergebens nach der Straßenpolizei oder einem Tierschutzverein ausschaut. Auf einer längeren Zeltreise durch das Land, auf der 7 Maultiere und 9 Esel hochbepackt unsere Bagage trugen, erlebten wir manche Probe der Hartherzigkeit und Unbarmherzigkeit. Zwei der Maultiere hatten von dem schweren Tragsattel handgroße Druckstellen bekommen, und sobald am Abend der Sattel abgenommen war, saß die schwere Menge der Fliegen in dem rohen Fleisch und peinigte die Tiere. Von einer ordentlichen Reinigung oder gar einer chirurgischen Behandlung der Wunden war aber keine Rede; man breitete ein paar schmutzige Lappen darüber und legte Sattel und Last von neuem darauf. Wenn wir an beschwerlichen Stellen einmal abstiegen, um die Pferde zu schonen, und sie von den Mukaris führen ließen, so konnte man zehn gegen eins wetten, daß alsbald die Pferdeknechte auf dem Rücken der Tiere saßen und die Herren spielten. Es ist, als ob der Orientale zu denkfaul wäre, um danach zu fragen, wie es einem Tier zumut ist, und dann danach zu handeln. Man erlebt da Szenen, die einem des Apostels Paulus Wort von dem „Sehnen“ und „ängstlichen Harren“ der Kreatur und von ihrem Verflochtensein in die Sünde des Menschen (Röm. 8, 8) tiefinnerlich zum Verständnis bringen.

„Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes, aber das Herz des Gottlosen ist unbarmherzig“ (Spr. 12, 10).

5. Hunde.

Die Hunde laufen im Morgenlande herrenlos und halbwild umher. Sie lungern in den Straßen wie einst, als des Lazarus Leidensgestalt dort lag (Luk. 16, 21), und nähren sich von dem Abfall der Straße. So widerlich diese Tätigkeit, so nützlich und

dankenswert ist sie doch. Denn so, und nur so, wurde bisher in den schmutzstarrenden Vierteln der Stadt Jerusalem, im Juden- und im Mohammedanerviertel, die Straße gesäubert und die Gesundheitspolizei ausgeübt. Wir trafen eines Tages draußen vor dem Stephanstor, am Rande des Kidrontals, einen verendeten Esel; er war liegen geblieben, wo er fiel, und verpestete die Luft. Drei der scheuen, fuchsartigen Hundegesellen hatten sich seiner erbarmt. Der eine lag bereits mit gesträmmtem Wanst beiseite und verdaute träge in der Sonne; die beiden andern wühlten gierig in den Eingeweiden. Nach ein paar Tagen lag nur noch das bleichende Gerippe am Wege. Da begreifen wir die Drohung des Elias und den Schimpf, der für das Königshaus in der Drohung lag, daß Isebel von den Hunden an der Stadtmauer gefressen werden sollte (1. Kön. 21, 23), und daß auch Ahabs Blut die Hunde lecken sollten (ebd. V. 19).

Bei Tage verhalten sie sich meist ruhig und greifen keinen Menschen an. Daher die Bildrede von den „stummen Hunden“ (Jes. 56, 10), die „faul sind, gern liegen und schlafen“. So malt sie der Prophet in photographischer Treue. Anders bei Nacht. Da werden sie lebendig und suchen heulend ihren Raub, Unrat und Nas. Und das Geheul steigert sich, wenn ein beute-suchender Hund in ein fremdes Revier gelangt. Man hat es ja oft beobachtet, daß die Hunde eine ganz bestimmte Bezirkseinteilung haben. Wehe dem Eindringling! Mit widerwärtigem Gekläff fällt ihn die Meute an und beißt ihn über die Grenze. Wehe aber auch den anwohnenden Schläfern! Ein Freund, der in dem Herzen der Altstadt im Johanniterhospiz wohnte, wußte von solch nächtlichen Störungen zu sagen und zu klagen. Wir merkten weniger davon, da wir draußen in der reiner und freier angelegten Neustadt wohnten. Aber in Nazareth haben wir in den Zelten eine Nacht voll unruhigsten Schlafes verbracht. Am Abend schrie ein Esel in den komisch-tragischen Tönen, die mich jedesmal an das Auf- und Abgehen eines ungeschmierten Pumpenschwengels in

der Heimat gemahnten, quietschend zum Himmel hinauf, und dann fingen die Hunde, um unser Zeltlager herumschleichend, ihr Geheul an. Und bald setzte dies Geheul sich in den Straßen und an den Hängen der langgestreckten Stadt in einem einzigen Echo fort. Es war entsetzlich! Da gewinnen Psalmworte Leben wie: „Alle Abende kehren sie wieder, heulen wie die Hunde und umkreisen die Stadt. Sie irren umher nach Fraß; wenn sie nicht satt werden, so murren sie“ (Ps. 59, 15 f. nach der Textbibel von Raußsch). Oder: „Hunde haben mich umgeben, und der Bösen Rotte hat sich um mich gemacht“ (22, 17).

6. Ein Land, darinnen Milch und Honig fließt.

Wie sollen wir das verstehen? Der Ausdruck ist uns von Kind an geläufig, und doch streiten noch heute die Gelehrten darüber. Vier Auffassungen lassen sich unterscheiden, die bildliche, die buchstäbliche, die mythologische und eine vierte.

Diese vierte läßt den Ausdruck der Bibel vom Standpunkt des Wüstenbewohners aus geprägt sein. Überfluß, so sagt man, habe Palästina nie gekannt; dagegen mochte es den Bewohnern der dürren Steppe wohl als ein fruchtbares Land erscheinen.

Daneben steht die mythologische Fassung. Nach Useners Dionysosstudien wurde das reichliche Vorkommen von Milch und Honig als die Spur der Gottheit angesehen, die ihr Fuß da, wo er die Erde berührte, zurückgelassen habe. Milch und Honig galten ursprünglich als Götternahrung; auf Erden sind sie da zu finden, wohin die Guld der Götter sie bringt.

Mit dieser Deutung berührt sich die bildliche, wenn dieselbe auch ganz anderen Gesichtspunkten entspringt. Ihre Vertreter weisen darauf hin, daß das wörtliche Verständnis dieser Redensart Schwierigkeiten macht, weil es in den fünf Monaten der regenlosen Zeit fast völlig an Grünfutter für das Vieh und an

Blüten für den Honig fehlt. Prof. Dalman vom Archäologischen Institut in Jerusalem erklärt daher Milch und Honig als den Inbegriff alles Süßen für den Orientalen; der Ausdruck wolle besagen: Brot und Öl Palästinas seien nicht wie Brot und Öl anderer Länder, sie seien wie Milch und Honig oder, um mit den Griechen zu reden, wie Nektar und Ambrosia. Er beruft sich dafür auf die Auslegung unseres getreuen Chalil, eines un-gelehrten aber gewizten Eingeborenen, der uns auf der Reise als Diener begleitete und so erklärt: Der Ausdruck bedeutet, daß alle Erzeugnisse des Landes — Getreide wie Früchte — süß und wohlschmeckend sind wie Milch und Honig. Diese Auffassung läßt sich stützen durch die Erklärung der über anderthalb Jahr-tausende alten jüdischen Haggada von „Milch und Honig.“

Andere, wie z. B. Oberlehrer Bauer vom Syrischen Waisen-hause zu Jerusalem, der Verfasser des gediegenen Buches „Volks-leben im Lande der Bibel“, halten demgegenüber die spezielle Fassung aufrecht und bringen für dieselbe beachtenswerte Gründe bei. Danach besagt also das Wort, daß Israel sich im Lande Kanaan von der Milch seiner Herden ebenso reichlich wie von dem Honig nähren soll.

Der Herdenreichtum eines Abraham oder eines Hiob ist be-kannt. Und der Bestand an Kleinvieh (Ziegen und Schafen) ist noch heute erstaunlich. Wir hatten am Jordan gezeltet und wollten nun ins Ostland hinüber. Aber an der hölzernen Brücke mußten wir lange warten. Es kamen gerade zwei Schafherden herüber, und wegen des Brückenzolls wurden sie einzeln gezählt. Die erste Herde hatte 240, die andere 536 Stück. Nach Bauers Angaben enthält der Amtsbezirk Jerusalem (2000 qkm) den Steuerlisten von 1905 zufolge etwa 100 000 Stück Kleinvieh; das macht auf 1 qkm 50 Stück, während in Deutschland auf dieselbe Bodenfläche nur 24 Stück kommen sollen; auf den Ebenen und im Ostjordanlande wird die Zahl noch größer sein. Die Rindviehzucht nimmt allerdings erst in jüngster Zeit, dank den

Bemühungen der deutschen und jüdischen Kolonisten, einen Aufschwung; das Rindvieh diente auch bisher zumeist als Arbeits-, nicht als Milchtier. Welche Fülle an Milch es jedoch im Frühjahr gibt, wenn Grünfutter da ist, erhellt daraus, daß eine gute Milchkuh alsdann bis 18 l und eine Ziege bis 3 l täglich gibt. Dann mögen Bauer und Beduine mit Hiob noch heute davon reden, daß sie „ihre Schritte in Dickmilch baden“ (Hiob 29, 6); dann tun sie sich gütlich in der Süß- und in der Dickmilch; namentlich von dem läbän, der dicken sauren Milch, sahen wir als ihre Gäste sie Unmengen vertilgen, so daß wir uns als Waisenknaben dagegen vorkamen; es ist eben für ihren Gaumen eine Leckerei, während unsern Appetit der Gedanke nicht förderte, daß die Säure der Milch ständig durch die in Schüsseln und Krügen verbleibenden Reste fortgeerbt wird. Aber schon im Mai, wenn die Weiden vertrocknen, wird Schmalhans Küchenmeister für Menschen und Vieh. Dann zieht der Rindviehbesitzer mühselig von einem Orte zum andern; Ziegen und Schafe sind besser daran, sie finden auch dann noch im Gebirge ihre kärgliche Nahrung am Gestrüpp und den Resten ehemaliger Waldungen; allerdings wird dieses Naschen mit daran schuld, daß der Nachwuchs der Wälder auf dem Gebirge systematisch unterbunden ist.

Es muß wohl im alten Israel besser mit der Vieh- und Milchwirtschaft gestanden haben. Möglich, daß die klimatischen Bedingungen, wenigstens die Bewässerungsverhältnisse, günstiger waren; möglich auch, daß die Israeliten, von den Erinnerungen der Nomadenzeit geleitet, die klimatischen Schwierigkeiten, falls sie dieselben waren wie heute, erfolgreicher überstanden und für die regenlose Sommerzeit auf reicheren Futtermaterial bedacht waren. Jedenfalls lassen sich Stellen wie Hiob 29, 6 (s. o.) oder 1. Mose 49, 12: „Judahs Zähne sind weiß von Milch“ dafür verwenden.

Aber wie steht und stand es mit dem Honig? Es ist mit den Bienen heute wie mit dem Milchvieh. Nach einer Zeit

intensiver Tätigkeit bringen die fünf blütenarmen Monate nur spärliche Erträge. Dennoch trifft man bei vielen Dörfern, zumal an der Küste und im Gebirge, Bienenstände; als Stock dienen primitive Tonröhren oder -krufen, die vorne ein Flugloch und hinten einen Lehmverschluß haben. Einmal im Jahre wird der Honig entnommen, wobei die Waben, und nicht selten auch die Völker, zum Teil zerstört werden; im übrigen bleibt ihr Durchkommen oder ihr Zugrundegehen der Fürsorge Allahs überlassen. Ein solcher Stock liefert 3—5 kg Honig und 1 kg Wachs. Was diesem minimalen Ertrage gegenüber wirkliche Bienenwirtschaft zu leisten vermag, das beweist die Bienenzucht der Deutschen. Im Jahre 1849 wanderte „der Fürker Palästinas“, der jüngst verstorbene Elsässer Henri Baldensperger, im Lande ein und erwarb von den Eingeborenen einige Stöcke. Sie brachten zunächst wenig Erfolg. Da entschloß er sich 1883, den Standort der Bienen planmäßig zu wechseln. Im Februar beuteten seine Völker die Aprikosen- und Mandelblüte bei Ramle aus, dann trugen Frauen die Stöcke auf dem Kopf 20 km weiter in die Drangenhaine bei Jaffa. Das brachte im April die zweite Ernte von Drangenblütenhonig. Dann mußte die Ebene Saron die Süßigkeit ihrer Senf-, Kaktus- und Akazienblüten hergeben, und zuletzt wurde die Ernte von den Bananen und dem wilden Thymian eingeheimst. So werden vier Honigtrachten im Jahr (= 50 kg pro Stock) erzielt, wobei allerdings auch eine Reihe von Schwierigkeiten zu überwinden ist, unter denen das beduinengleiche Umherziehen nach Futterplätzen noch nicht die größte ist.

Das Klima Palästinas ist der Biene günstig, sie kommt auch im Sommer ohne Pflege fort. Doch sind heute angesichts der Entholzung des Landes Schwärme von wilden Bienen selten. Anders in alter Zeit. Bei dem Honig der Bibel werden wir zumeist an den sog. wilden Honig und weniger an den Ertrag der Bienenzucht zu denken haben, da nicht einmal deren Kenntnis im Volke Israel erwiesen ist. Dagegen bildete der „wilde Honig“

für Johannes den Täufer und wohl auch für andere Landbewohner ein Nahrungsmittel (Mark. 1, 6). Wilde Bienen bauten in den Felspalten des Gebirges (5. Mose 32, 13) und in hohlen Bäumen (1. Sam. 14, 25); und wenn die Waben eines solchen Baues voll Honig waren, dann ergoß sich wohl der köstliche Saft über die Erde („Honigseim“ Ps. 19, 11). Man könnte daran denken, um aus diesem Vorgang den Ausdruck der Bibel: „das Land fließt von Honig“ (so wörtlich) buchstäblich zu erklären. Derselbe Vorgang wäre dann uneigentlich auch auf die Milch übertragen.

Immerhin mag dahingestellt bleiben, ob Palästina in alten Zeiten als ein Land des Honigs charakterisiert werden konnte. Andere erklären daher anders. Sie weisen darauf hin, daß der Fellache heute zum Honig außer dem Erzeugnis der Biene auch die aus ungegorenem Traubensaft bereitete Melasse, den sog. Traubenhonig rechnet. Er hat Ähnlichkeit mit unserm Sirup und wird genossen, indem man Brot darein tunkt. Im Libanon und auch um Hebron wird er massenhaft bereitet und in großen Tongefäßen oder eingehauenen Felsgruben aufbewahrt. Diese Annahme scheint der Schwierigkeit abzuhelpen, da Palästina ohne Frage mehr ein Reben- als ein Bienenland ist. Allein es ist sehr zweifelhaft, ob im Altertum dieses Einkochen des Traubensaftes bereits üblich war; in der Bibel ist nirgends davon die Rede. Und außerdem nimmt die Redensart von dem Lande, das von Milch und Honig fließt, die etwa 20mal in der Bibel wiederkehrt, doch offenbar auf die Fruchtbarkeit des Bodens infolge menschlicher Bebauung gar keinen Bezug, sondern will das „Land“, und nicht das Tun der Menschenhände kennzeichnen.

So muß es dahingestellt bleiben, ob Milch und Honig, die Gaben, die das Land in der Tat zu bestimmten Zeiten und unter bestimmten Umständen in Fülle zu bieten vermag, hier gemeint sind als die Hauptprodukte des Bodens, so daß also Palästina gerühmt würde als ein Gebiet, das, dank seinen vor-
trefflichen Weideplätzen, eine Menge Vieh ernährt und dank seinem

Reichtum an würzigen Blüten ein Bienenland ist, oder ob es eine seit alten Zeiten gangbare Redensart war zur Bezeichnung eines Landes, in dem es „gut sein“ ist, weil es da reichlich zu leben gibt und an allerhand Gaumengenüssen nicht fehlt.

Daß Palästina noch wieder werden kann, was es einst war, ein „gutes Land“ (5. Mose 4, 21) mit all dem Reichtum an Wasser, an Getreide, an Fruchtbäumen und Erzgruben, der 5. Mose 8, 7—9 geschildert wird, das beweisen schon jetzt die Erfolge einer rationellen Land- und Obstwirtschaft in den deutschen und jüdischen Kolonien; das bestätigen die deutschen Konsulatsberichte von Jaffa und Haifa,¹⁾ und das wird auch in Zukunft die fortgehende wirtschaftliche und industrielle Erschließung des Landes erweisen. Palästina hat eine Zukunft, diese Überzeugung ist nachgerade Gemeingut derer geworden, die das Land kennen. Der ärgste Feind des Kulturfortschrittes war bis vor kurzem das türkische Regierungssystem selber. Erhoffen wir von der Einführung der Verfassung und dem ehrlichen und stetigen Willen der heutigen Regierung einen materiellen und moralischen Aufschwung für das „gelobte Land“.

7. Schafskleider.

Die Kleidung des Fellachen ist sehr einfach: ein hemdartiger Kittel, der durch einen Gürtel zusammengehalten wird, und darüber, wenigstens beim Ausgehen, die vielseitige 'Abāje, der wollene, braun und schwarz gestreifte Mantel, der zugleich als Bekleidungsstück, Schlafdecke, Sachhülle und Gebetssteppich dient. Der

¹⁾ B. B. Bericht von Jaffa 1902: „Bei der Fruchtbarkeit des Bodens im allgemeinen könnte das Land sich zu einer reichen und auch wirtschaftlich bedeutenden Provinz des türkischen Reiches entwickeln.“ Oder von Haifa, 1905: „Namentlich die deutschen Kolonien liefern den Beweis, daß Acker- und Gartenbau in diesem Lande noch eine große Zukunft haben.“

wohlhabendere Bauer trägt darüber noch eine kurzärmelige Jacke aus leichtgegerbtem Schaffell, deren Wollseite gewöhnlich nach innen, im Sommer auch nach außen, gefehrt ist; aus Schönheitsgründen wird die lederartige Außenseite mit Rötöl beschmiert.

Diese Schaffelljacke ist ein sehr altes Kleidungsstück für die Hirten Kanaans; wahrscheinlich haben es schon die Propheten des Alten Bundes getragen (vgl. den „rauhem Mantel“ Sach. 13, 4). Insbesondere wissen wir von dem „zottigen Fell“ des Elias (2. Kön. 1, 8); und auch bei dem „Gewand von Kamelshaaren“, das Johannes der Täufer trug (Matth. 3, 4), haben wir an ein solch härenes Kamelfell, das durch einen Gürtel zusammengehalten wurde, und nicht an einen aus Kamelhaaren gewobenen geschmeidigen Mantel zu denken. Das erhellt aus der ganzen Situation, in der Johannes auftritt, und wird durch Jesu Wort bestätigt, daß des Täufers Tracht einen Gegensatz zu den „weichen Kleidern in der Könige Häusern“ bildet (Matth. 11, 8). Vielleicht hat auch der Herr ein solches Kleidungsstück vor Augen, als er vor denen, die in Schafskleidern einhergehen, warnt (Matth. 7, 15). Er will sagen: Sie tragen äußerlich das Kleid des zahmen, hilflosen Schafes, aber drinnen haben sie ein gewalttätiges, gottloses Wolfsherz.

8. Puß.

Die Neigung der Frauen, sich mit Puß und Schmuck zu beladen, verleugnet sich im Morgenlande heute ebenso wenig wie in alter Zeit. Das Urbild der hoffärtigen, pußsüchtigen Frau entwirft unter Zeichnung auch der kleinsten Details der Prophet Jesaias in seiner Strafrede (Kap. 3, 16—23): Da fehlen weder die Fußspangen noch die Stirnbänder und Halbmonde, weder die Ohrtropfen noch die Armketten und Kopfschleier, weder die Schrittfettchen noch die Riechfläschchen und Amulette. Dieser eitlen Pußsucht wehren auch die Apostel, ein Paulus (1. Tim. 2, 9) wie

ein Petrus (1. Petr. 3, 8). Und von dieser Freude am Prahlen und Brunken ist auch die heutige Fellachen- und Beduinenfrau nicht frei. Das tritt darin deutlich zutage, daß die Fellachin oft ihr ganzes Vermögen in Gold- und Silbermünzen sichtbar am Kopfspuz trägt. In et-taijibe, einem Christendorf nördlich von Jerusalem, sahen wir Mädchen, deren Kopf von einer runden Rolle Zeug umrahmt war. An dieser Rolle war ein ganzer Kranz schwerer Silbermünzen aufrecht aneinander gereiht, und an den Münzen hing eine zweite Reihe von Silberstücken. Der ganze Kopfspuz repräsentierte nach dem Urteil eines Kenners den Wert von 80 Mark. In Bethlehem tragen die verheirateten Frauen eine helmartige Haube von Tuch, an deren Vorderseite kleine Silber- und Goldmünzen in mehreren Reihen die Stirn umkränzen. Es ist das gewissermaßen die Mitgift, die die Frau als ihr persönliches Eigentum bekommt; in Zeiten der Not entnimmt sie diesem Schatz ein paar Münzen, in guten Tagen fügt sie solche hinzu.

Wendet die Orientalin der Kopfbedeckung auch besondere Sorgfalt zu, so verzichtet sie — und auch die einfache Frau, selbst die Bettlerin — doch keineswegs auf weiteren Schmuck, mag derselbe auch weit häufiger aus Blei, Messing oder Glas als aus Edelmetall bestehen. Sie verzichtet darauf um so weniger — und das ist mit ein Beweggrund zum Puz —, als manche dieser Schmuckstücke heute wie einst dem Aberglauben dienen und die Trägerin vor dem bösen Blick oder den bösen Geistern schützen sollen. So behängt sie die Arme mit Spangen, wie sie einst schon Elieser der Rebekka als Brautgeschenk brachte (1. Mose 24, 22); über die Finger streift sie Ringe, an den Füßen sieht man bisweilen Fußringe und wohl auch Schrittkettchen, die zu einem zierlichen Gang nötigen (Jes. 3, 18. 20). Bei den Beduinenfrauen wird zuweilen der rechte Nasenflügel durch ein aufgesetztes Silbersternchen verziert oder von einem Ring durchbohrt, wie ihn schon Rebekka nach Eliesers Wort getragen hat: „Da legte ich den Ring an ihre Nase und die Spangen an ihre Arme“ (1. Mose

24, 47). Zu dem Finger- und Nasenring kommt noch der Ohr- ring hinzu.

Zur Schönheitspflege der orientalischen Frau gehört aber noch seit alters das Schminken der Augenbrauen und Augenlider. Man nimmt dazu Ruß oder Bleiglanz (Jer. 4, 30) und trägt die schwarze Schminke mit einem Stift um die Augen herum. Diese dunkle Umrahmung läßt das Weiße des Auges größer und glänzender erscheinen, das ergibt die vielbesungenen „Gazellenaugen“. Solch Augenschminken war eins der Schönheitsmittel, durch die einst Isebel dem als Sieger in Jesreel einrückenden Jehu zu gefallen suchte (2. Kön. 9, 30).

Mit dem Schminken verbindet sich öfter das Tätowieren, indem man die Linien um Augen und Nasenwurzel mit dem Stift punktiert. Diese Sitte kennt und verbietet schon das Gesetz Mose (vgl. 3. Mose 19, 28: „Ihr dürft euch nicht wegen eines Toten Einschnitte an eurem Leibe machen, noch dürft ihr euch Schriftzeichen einätzen“¹⁾ und 5. Mose 14, 1); sie wird noch heute vielfach, meist in früher Jugend, an den Kindern vollzogen und gilt als Schmuck. Man tätowiert mittelst einer Indigolösung Stirn, Kinn, Mundwinkel oder Hände, Arme und Brust. Solche „Einschnitte“ sind unverwüßlich, darum verheißt der Herr, indem er an diese Sitte denkt, dem trauernden Zion: „Ich will deiner nicht vergessen, siehe, auf die Hände habe ich dich gezeichnet“ (Jes. 49, 15 f.).

Das andere Schminfmittel, das man heute neben der schwarzen Augenschminke braucht, kommt in der Bibel nicht vor. Es ist die rote Hennafarbe, die von der Hennapflanze gewonnen wird und zum Färben der Finger und Nägel dient; im Alter färben auch die Frauen sich die bleichenden Haare hellrot. Diese Hennaschminke ist bei Fellachen und Fellachinnen allgemein gebräuchlich; der Fellache verziert sogar seinen Schafspelz mit Röteln.²⁾

¹⁾ Die Zitate sind hier, wie fast durchgehends in der Folge, der Textbibel von Raußsch und Weizsäcker entnommen.

²⁾ Vgl. den ungezählten Preis dieser Schönheitsmittel in den Liebesliedern von Dalmans „Diwan“.

9. Aberglaube.

Der Aberglaube ist international und interkonfessionell. Er grassiert in Palästina und grassiert gleicherweise bei Mohammedanern, Juden und eingeborenen Christen. Weit verbreitet ist unter ihnen die Furcht vor den bösen Geistern und vor dem bösen Blick. Und da man auf Schritt und Tritt von den Nachstellungen der Dämonen oder dem Übelwollen des neidischen Auges (Matth. 20, 16) betroffen werden kann, so umgibt sich der Volksglaube mit allerlei Schuzmitteln gegen sie.

Am häufigsten trifft man auf Amulette oder Talismane. Man trägt sie in der Form von Gold- und Silberblechen oder blauen Glasperlen oder Papierstreifen, die mit Koransprüchen beschrieben sind, auf dem Leibe; Kinder tragen sie eingenäht an dem roten Tarbusch auf dem Kopfe. Auch den Haustieren und den Lieblingspferden hängt man solch schützenden Zauber aus Glas, Elfenbein oder Gold um den Hals. Das ist eine Sitte, der wir schon im biblischen Altertum begegnen. Die Kamele der Könige des Ostjordanlandes tragen, ebenso wie ihre Herren, Halsbänder und Schmuckstücke in Mondform an den Hälften (Richt. 8, 21, 26), und diese Zierate sind gewiß nicht minder als Amulette denn als Schmuckgegenstände gedacht — schon der vorige Abschnitt gab ja Anlaß, auf die enge Verschwisterung von Puzsucht und Aberglaube, Amulett und Zierat hinzuweisen, und es ist bezeichnend, daß viele Forscher die Wurzel des Wortes Amulett aus dem Arabischen ableiten = „das, was getragen wird“. Wir werden darum auch dem Puz der hoffärtigen Jerusalemitin, unter dem die „Halbmonde“ nicht fehlen, solche abergläubische Bedeutung beimessen dürfen (Jes. 3). Das Gleiche wird von der Tätowierung gelten, durch die man sich in den Schuz eines Gottes oder eines Verstorbenen zu stellen vermeinte; 5. Mose 14, 1 werden daher solche Hauteinritzungen wegen eines Verstorbenen ausdrücklich verboten. Wie sich selber, so schützt man auch das Seine. Über den Türen

der jüdischen Häuser in Jerusalem trifft man häufiger eine blau-gemalte oder eine steinerne Hand als Abwehrmittel gegen feindliche Mächte; vielleicht war sie ursprünglich als die schützende Hand Gottes über dem Eingang gedacht, von der Mose singt: „Deine rechte Hand, o Jahwe, ist herrlich ob ihrer Kraft, deine rechte Hand, o Jahwe, zerschmettert die Feinde“ (2. Mose 15, 6, vergl. Ps. 20, 7; 21, 9 u. ö.).

Die Macht der bösen Geister ist so groß, daß sie Menschen ganz und gar in ihre Gewalt bringen. Für die Irren hat die arabische Sprache keine andere Bezeichnung als „der von einem Dämon Besessene“. Aus dieser Anschauung erklärt sich die abergläubische Scheu, die man ihm gegenüber an den Tag legt und die ihn unantastbar macht. Dieser Aberglaube hat vor Jahren einen gottesfürchtigen deutschen Kandidaten wieder in den Besitz des Seinen gesetzt, und derselbe Aberglaube hat einst David das Leben gerettet. Jener Kandidat durchwanderte zu Fuß, wie Prof. v. Drelli in seinen „Tagebuchblättern“ erzählt, das Heilige Land. Auf dem Wege von Jerusalem zum Toten Meer fällt er unter die Beduinen. Sie plündern ihn bis auf die Haut aus, aber unser Kandidat wirft sein Gottvertrauen nicht weg, sondern stellt sich ohne einen Faden auf dem Leib hin und stimmt in der einsamen Felsenwüste an: „Ein feste Burg ist unser Gott!“ Die Beduinen machen Halt ob dieses Gebarens, beobachten den seltsamen Sänger, kehren schließlich mit ihrem Häuptling wieder um und legen mit allen Zeichen der Ehrerbietung dem Beraubten sein Eigentum vor die Füße. Ohne Zweifel ist er ihnen mit seinem ungewohnten Beginnen als verrückt und darum unantastbar erschienen. So hat er ohne Wissen und Willen Ähnliches geübt, wie einst David im Philisterlande in vollster Absichtlichkeit ausführte. „Er fürchtete sich vor dem König Achis von Gath. Daher stellte er sich wahnfinnig vor ihren Augen und gebärdete sich unter ihren Händen wie ein Rasender, trommelte gegen die Torflügel und ließ seinen Speichel in seinen Bart fließen. Da rief Achis seiner Umgebung

zu: Ihr seht ja, daß der Mensch verrückt ist, weshalb bringt ihr mir ihn her? Der soll in meinen Palast kommen?“ (1. Sam. 21, 13—16.) — Der Aberglaube ist zeitlos.

10. Die enge Pforte.

Wir stehen vor einem der ältesten Denkmäler christlicher Baukunst, vor der Geburtskirche zu Bethlehem. Wie eine Festungsmauer starrt uns die Fassade entgegen, ohne Fenster, ohne Portale; nur ein einziges Pfortchen, schmal und niedrig, ermöglicht den Zutritt zu dieser altehrwürdigen Basilika. Man muß sich bücken, um hindurchzukommen, aber um so überraschender wirken drinnen die mächtigen Edelmaße des großen und einfachen Baues. Man ist versucht, gerade hier an die enge Pforte zu denken, durch die der Weg zum Leben und zur Fülle führt (Matth. 7, 13). Aber ein prüfender Blick auf das Gemäuer zeigt uns, daß die Fenster der Fassade vermauert sind, und daß einst drei Portale in die Vorhalle führten. Nur das mittlere von den dreien ist unvermauert geblieben, und auch dieses ist, nach den Steinen und Fugen zu urteilen, noch zweimal nacheinander in der Höhe und in der Breite eingeeengt worden. Die Furcht vor den Sarazenen hat im Mittelalter hier wie in den alten griechischen Klöstern Palästinas alle Zugänge bis auf ein Schlupfpfortchen verammelt; nun können das Vieh und die Rosse der Moslemen beim besten Willen nicht mehr hindurch getrieben werden, um das Heiligtum zu verunehren.

Aber was hier eine aus der Not hervorgegangene Maßnahme bildet, das ist bei dem einfachen Fellachenhause die Regel. Eine „Hohe Pforte“ weicht so sehr von der Üblichkeit des Morgenlandes ab, daß von ihrem Dasein in der großherrlichen Residenz zu Konstantinopel die Bezeichnung für die Regierung entlehnt ist. Das Bauernhaus hat nur eine niedrige Tür und daneben ein

kleines fensterartiges Mauerloch. Wer hineinwill, muß sich bücken, wie denn auch der Rauch bei dem Mangel eines Schornsteins sich aus den beiden Öffnungen herauswinden muß (vgl. Hosea 13, 3: „Rauch aus der Fensterlufe“). Begreiflicherweise zieht der Bewohner, solange die Witterung es gestattet, diesem dumpfen, lichtarmen Raum den Aufenthalt im Freien vor.

11. Das Haus.

Fehlt dem Hause schon durch seine Anlage Licht und Luft, so wird es in ihm noch dunkler dadurch, daß auch der Rauch vom Herde, der sich bei dem schlechten Brennmaterial oft stark und heißend entwickelt, allmählich an den Wänden niederschlägt und sie schwärzt. Es herrscht in einem solchen Raum auch bei Tage zum mindesten ein starkes Halbdunkel, und es kann nicht wunder nehmen, daß die Frau im Gleichnis (Luk. 15, 8) am hellen Tage ein Licht anzündet und mit allem Fleiße suchen muß, um das verlorene Geldstück zu finden.

Im übrigen ist das Fellachenhaus des südlichen Palästinas, diesseit wie jenseit des Jordans, einstöckig und besteht aus zwei Räumen, von denen der hintere ein wenig erhöht ist. Der vordere zu ebener Erde ist für das Vieh bestimmt, Kühe, Esel, Ziegen oder Hühner. Drei bis vier Stufen führen zu dem Wohnraum der Familie. So hat der Bauer, wenn er des Nachts die Tür schließt — und sie wird nur nachts geschlossen — seinen ganzen Besitz an lebendiger und lebloser Habe beisammen. So war es höchstwahrscheinlich auch in alten Zeiten. Bei dieser Annahme ergibt sich für Jephthas Gelübde (Richt. 11, 3 f.) eine Erklärung, die manchem vielleicht zu einfach und oberflächlich erscheinen mag; Jephtha denkt bei dem Wort: „Wer immer aus der Tür meines Hauses heraus mir entgegenkommt, der soll Jahwe angehören, und ich will ihn als Brandopfer darbringen“

an ein Stück seines Viehbestandes, das aus dem Hause herauskommt, und nicht an die geliebte Tochter.

Das Dach des armen Fellachen ist flach; die Mauern werden mit Baumstämmen, Ästen und Reisig oder Schilf überdeckt, und darüber kommt eine Schicht Erde oder Lehm, die gut festgestampft wird. Vor Beginn der Winterregen wird das Dach nachgesehen und aufs neue festgewalzt, damit der Regen nicht durchdringt und das Holz verfault. Von dieser einfachsten Beschaffenheit wird auch das Dach des Hauses zu Kapernaum gewesen sein, das die Freunde des Sichtbrüchigen nach Mark. 2, 4 „abdecken“ und „aufgraben“, worauf sie nur noch das Schilf oder Reisig beiseite zu schieben haben, um ihren Kranken zu Jesus zu bringen.

Stadthäuser, auch wohl bessere, aus Stein erbaute Fellachenhäuser tragen noch heute nach der Straße hin eine Brüstung auf dem flachen Dach, deren zylinderförmige Hohlziegel licht- und luftdurchlässig sind, ohne daß man selber auf dem Dache gesehen wird. So gebot schon das mosaische Gesetz: „Wenn du ein neues Haus baust, so sollst du an deinem Dach ein Geländer anbringen, damit du nicht Blutschuld auf dein Haus ladest, falls jemand von demselben herunterfallen sollte“ (5. Mose 22, 8). Hier auf dem Dache spielt sich nach wie vor ein großer Teil des orientalischen Lebens ab. Wie einst Rahab zu Jericho ihre Flachsstengel auf dem glatten Dache getrocknet hatte (Jos. 2, 6), so breitet noch heute der arme Fellache den Esels- und Kamelmist auf seinem Dache zum Trocknen aus. Wie David gegen Abend auf dem Dach seines Palastes spazieren ging — ein Aufenthalt, der Anlaß zu seinem Fall wurde (2. Sam. 11, 2), so dient das Dach noch heute, wenn der kühlende Wind vom Meer sich aufgemacht hat, zu willkommener Erholung.

12. Der Eckstein.

Soll der Bau eines Hauses sorgfältiger ausgeführt werden, so sucht man unter den Steinen einen besonders derben, großen und tragfähigen als Grund- oder Eckstein heraus. Die Steine entnimmt man am liebsten einer alten Trümmerstätte, da man hier das Material gleich behauen vorfindet — so hauen im Ostjordanlande die Tscherkessen von Dscherasch ihre Hütten aus den Trümmern der römischen Ruinenstadt —, sonst bricht man sie aus dem Gebirge. Der „Eck“-Stein kommt zuunterst in das Fundament an die vier Ecken und spielt als verbindender Träger der Mauern für die Sicherheit des ganzen Hauses eine wichtige Rolle. Je größer das Gebäude, um so mehr solcher Fundamentsteine bedarf es; die Mauern des neuen Jerusalems sollen nach Dffb. 21, 14 auf zwölf solchen Grundsteinen ruhen. Bei dieser Bedeutung wird der Stein zu einem Sinnbild für das von Gott erwählte und seine Erwählung bejahende Israel (Ps. 118, 22). Wenn der Psalmist dort von der Verwerfung dieses Steines durch die Bauleute spricht, so mag dem Bilde ein Vorgang wie der zugrunde liegen: Die Steinmehzen haben im Steinbruch gearbeitet. Nun kommt der Meister, um die geschlagenen Steine abzunehmen. Dies Geschäft geht nach der Weise des Morgenlandes nicht ohne Lärm und Streit ab. Da verwirft er einen als unbrauchbar, den die Steinhauer für vortrefflich und besonders fest, wohl gar für einen Grundstein halten. Und wer weiß, ob ihnen der Fortgang der Verhandlungen nicht recht gibt!

An der anderen Stelle, Jes. 28, 16, findet der Prophet nicht Worte genug, um die Wichtigkeit, die Festigkeit und den Wert dieses Steines anzupreisen. Denn so spricht Jahwe: „Schon habe ich in Zion einen Grundstein gelegt, einen geprüften Stein, einen kostbaren Eckstein festester Grundlage. Wer da glaubt, soll nicht weichen!“ Man mag dabei an die Stadt Jerusalem oder an die Burg oder den Tempel auf Zion denken; besser noch

nimmt man, da das alles doch dem Wandel unterworfen war, den Stein als das davidisch-messianische Heil, das Gott an den Zion geknüpft hat.

Das Gegenstück zu dem Eck- oder Grundstein ist der Schluß- oder Giebelstein (Sach. 4, 7); wie jener das Gebäude stützt und gründet, so krönt es dieser.

13. Die Handmühle.

Sobald im Dorfe das Leben erwacht, so bald hört man um Jerusalem die Handmühle gehen. Sie gehört, da die Frauen täglich das Brot backen und zuvor das Mehl dazu mahlen, noch heute wie vor alters zu dem unentbehrlichsten Hausgerät. „Man soll nicht die Handmühle oder auch bloß den oberen Mühlstein als Pfand nehmen, denn das hieße, das Leben selbst zum Pfande nehmen“, befiehlt das Gesetz Moses (5. Mose 24, 6).

Die Handmühle besteht aus zwei schweren runden Basaltsteinen, von denen der untere festliegt und ca. 60—70 cm im Durchmesser mißt. Auf ihm liegt der obere Stein, der „Läufer“, durch dessen Öffnung in der Mitte ein Stift hindurchgeht, der in das Mittelloch des unteren Steins hineingreift. Diese trichterförmige Öffnung dient zum Einschütten des Getreides. Es gleitet an dem Stift entlang zwischen die beiden Steine und wird nun, indem der obere Stein durch den am Rande befindlichen Drehgriff herumbewegt wird, von ihnen zermalmt. Die Bewegung des Drehsteins erfordert einen gehörigen Kraftaufwand, daher sieht man oft zwei Frauen an der Mühle fauern und gemeinsam drehen oder sich abwechseln. Dies Bild schwebt dem Herrn vor, als er von dem plötzlichen Eintritt des Weltgerichts sagt: „Zwei mahlen an der Mühle, eine wird angenommen, eine preisgegeben“ (Matth. 24, 41). Die Mühsal dieser Arbeit blieb zu allen Zeiten den Frauen vorbehalten; als der Todesengel durch das Land der Ägypter ging, da schlug er die Erstgeburt „vom Erstgeborenen

des Pharao an, der auf seinem Thron sitzt, bis hin zu dem Erstgeborenen der Sklavin, die an der Mühle sitzt“ (2. Mose 11, 5). Es ist niedrige Arbeit, daher kann die Erniedrigung der stolzen Babel nicht anschaulicher zum Ausdruck kommen, als indem der Prophet ihr zuruft: „Steige herab und setze dich in den Staub. Nimm die Mühle und mahle Mehl“! (Jes. 47, 1 f.) Da man täglich dieses Gerätes bedarf, so muß es sich überall finden, wo Menschen sind, und so wird es begreiflich, wie der „obere Mühlstein“, mit dem eine Frau aus Thebez dem Abimelech den Schädel zerschmettert, auf das flache Dach des Turmes kommt, in den die Bewohner sich zurückgezogen haben (Richt. 9, 53).

Die Ausgrabungen der letzten Jahre haben noch einen älteren und einfacheren Typus der Handmühle erbracht. Unter den vielen Steingeräten, die man bei den Ausgrabungen des alten Megiddo auf dem Tell el-Mutesellim (1902—1905) gefunden hat, sahen wir auch diese unvollkommenere Art der Mühle. Sie besteht aus zwei losen Steinen; der untere, flache bietet eine glatte, leicht aufgebogene Reibefläche, über die der längliche brotförmig gewölbte Reibstein hin und her geführt wird, um das dazwischen geschüttete Getreide zu zermahlen. Manche wollen in dieser einfacheren Anlage die altisraelitische Handmühle wiederfinden und erklären die heute gebräuchliche für ein Gerät aus jüngerer, arabischer Zeit. Andere finden die Art der heutigen bereits im Alten Testament vorausgesetzt und nehmen infolgedessen für den zweiten, älteren Typus ein Alter von rund 3000 Jahren an. Am Ende liegt nicht viel daran, welches die biblische Handmühle war, da die Idee der beiden die gleiche und nur der Grad der Bervollkommnung ein verschiedener ist; die Bedeutung, die sie in der Bibel hat, wird an beiden Arten deutlich. Ein Modell der Drehmühle, das bei Fr. Bester u. Co. (American Colony) in Jerusalem erworben ist, schmückt als wertvolles Anschauungsmittel für das Verständnis palästinischen Lebens und palästinischer Kultur mein kleines Palästinamuseum.

14. Hochzeit.

Es muß um die Hochzeitsfeier im Morgenlande etwas ausnehmend Fröhliches gewesen sein, wenn der Herr Jesus die himmlischen Freuden und Genüsse, sei es des gegenwärtigen (Matth. 9, 15), sei es des zukünftigen Himmelreichs (Matth. 25, 1—13) so gern unter dem Bilde der Hochzeit veranschaulicht (z. B. Matth. 22, 2—14). Und das ist es noch heute.

Solch eine Hochzeit dauert je nach dem Vermögen des Vaters des Bräutigams, der die Feier ausrüstet, drei bis vier Tage. Dem Tag der Heimführung gehen allerlei festliche Veranstaltungen voraus; dahin gehört Essen und Trinken, Schießen und Reiten, Tanzen und Singen, und was sonst noch den Reiz einer rechten „fantasia“ erhöht. So war es schon zu Simsons Zeiten, der anlässlich seiner Hochzeit den Brautgesellen ein siebentägiges Gelage mit allerlei Unterhaltung veranstaltet (Richt. 14, 10—12). Bei diesen Vergnügungen waltet der „Freund des Bräutigams“ (Joh. 3, 29) als Festordner. Er ist neben Braut und Bräutigam die Hauptperson und fungiert hernach auch als Trauzeuge. Von einer Hochzeit zu Siloa, einem moslemischen Dorfe ganz nahe bei Jerusalem, wird uns erzählt, daß bei dem Mahle, zu dem geladene und ungeladene Gäste sich eingestellt hatten, der Freund des Bräutigams die Tischgenossen musterte und mit Hilfe handfester Gesellen eine Reihe derselben trotz energischer Gegenwehr hinausbeförderte. Wer dünkte dabei nicht an den Vorgang, den uns der Herr im Gleichnis Matth. 22, 11—13 erzählt?

Ein andermal, bei einer Hochzeit zu el-Bire, einem Dorf nördlich von Jerusalem, hielt der Bräutigam feierlich zu Roß seinen Einzug von der Dorfquelle bis zu seiner Behausung. Tanzend und singend umschwärmt ihn die Schar der Mädchen und Frauen, während die männlichen Begleiter vorausziehen und von Zeit zu Zeit Schwerttänze aufführen. So holen noch heute die Frauen ihren Helden ein, wie sie einst David von dem sieg-

reichen Philisterkampf einholten und mit Sang und Reigen begrüßten (1. Sam. 18, 6 f.). Dicht drängt sich von allen Seiten das Volk um den Zug, so erzählt uns ein Augenzeuge, der als Ehrengast zu der Hochzeit geladen war; auf den Mauern und flachen Dächern sind Gruppen Schaulustiger postiert, der Knall der Freudenschüsse, der Hall der Jubelrufe und der unnachahmliche Frauentriller im höchsten Diskant erfüllen die Luft. Das ist das Bild, das schon im alten Israel die Herzen höher schlagen ließ und mit seiner Freude den ungestörten Bestand des Gemeinwesens verbürgte; von daher empfängt die Drohung Jer. 7, 34 ihren tiefen Sinn: „Dann werde ich aus den Städten Judas und von den Gassen Jerusalems Wonnejubiläum und Freudenjubiläum, Bräutigamsjubiläum und Brautjubiläum verschwinden lassen, denn zur Wüstenei soll das Land werden.“ Bei diesem Bilde blühenden Lebens tritt einem aber auch das Wort des Herrn vor die Seele: „Wie können die Hochzeitsleute Leid tragen, solange der Bräutigam bei ihnen ist?“ (Matth. 9, 15.)

Den Schluß der Feierlichkeiten bildet die Einholung der Braut von ihrem Hause zu dem des Bräutigams oder auch ihr Zug in das künftige Heim, wo sie der Bräutigam erwartet. Ein Festteilnehmer erzählt uns von dem Verlauf dieser Zeremonie, der eigentlichen Hochzeitsfeier, in einem griechisch-orthodoxen Hause Jerusalems.¹⁾ Es war gegen 9 Uhr abends, als die Geladenen durch einen Laternenträger abgeholt und in das Haus der Braut geführt wurden. Bewirtung, Rauchen, Plaudern, alles dient dazu, um die Zeit des Wartens auf den Bräutigam abzukürzen. Er wird gegen 10 Uhr erwartet, aber er „verzieht“ zu kommen, so daß mancher Gast „schläfrig“ wird (Matth. 25, 6). Der Sitte nach läßt der Bräutigam zuerst durch einen Boten anfragen, ob die Braut bereit sei; inzwischen läßt er sich feierlich rasieren. Dann kommt ein zweiter Bote an die Braut mit dem Auftrag: Halt dich bereit! Und

¹⁾ Vgl. Neueste Nachrichten aus dem Morgenlande, 1908, Nr. 4.

endlich trifft ein dritter Bote ein, aber ihm folgt auf dem Fuße der Bräutigam mit seinem Zuge. „Zur Mitternacht ward ein Geschrei: Siehe, der Bräutigam kommt“ (Matth. 25, 6), und mit ihm kommen unter Kerzenlicht die Frauen, die ihm von seiten der Braut entgegengegangen sind. Der Bräutigam geht zur Braut hinein, und mit beiden setzt sich nun das vereinigte Festgefolge zur Wohnung des Bräutigams in Bewegung. In die liturgischen Gesänge der griechischen Popen mischt sich der Freudentriller der Frauen; Gewehrschüsse sind mit Rücksicht auf die Ruhe der Schläfer in Jerusalem vermutlich nicht gestattet. Gegen 1 Uhr ist das Haus des Bräutigams erreicht. Die kirchliche Zeremonie wird vollzogen, und es erfolgt abermals eine festliche Bewirtung. Der Bräutigam erhält den Ehrenplatz gegenüber der Tür, die Gäste gruppieren sich nach ihrem Rang auf den Polstern, die würdigsten dem Bräutigam zunächst, die geringsten an der Tür. Das ist die Situation, in der des Herrn Wort lebendig wird: „Wenn du von jemand zur Hochzeit geladen wirst, so setze dich nicht oben an, daß nicht etwa ein Bornehmerer denn du geladen sei, und du müßtest mit Scham unten an sitzen. Sondern wenn du geladen wirst, so setze dich unten an, auf daß, wenn dann kommt, der dich geladen hat, er zu dir spreche: Freund, rücke hinauf! Dann wirst du Ehre haben vor denen, die mit dir zu Tische sitzen“ (Luk. 14, 8—10). Diese Bewirtung beschließt die Feier.

Auf eins hält der Orientale streng: auf die Keuschheit und eheliche Treue der Verlobten. Eine Verletzung wurde nicht nur einst im Volke Israel mit dem Tode durch Steinigung bestraft (5. Mose 22, 23), sie zieht noch heute bei Beduinen und Fellachen unnachsichtlich den Tod, und zwar durch die Hand der nächsten Angehörigen, nach sich. Eine Libanesin zu Tiberias unterhielt ein unerlaubtes Verhältnis. Der Vater hört davon und überträgt, da er es selbst nicht über sich gewinnt, die Ahndung dem erwachsenen Sohn. Am nächsten Morgen zieht man auf das Feld, um Feigenbäume zu pflanzen. Dem Mädchen fällt auf, daß eins der Pflanzlöcher

so groß und tief angelegt wird. „Das wird ja fast ein Grab,“ sagt sie ahnungslos, und in demselben Augenblick schlägt der Bruder sie nieder, und man vercharrt sie. Das erinnert an so manche alttestamentliche Geschichte, das bringt uns auch das Wort Jesu über die Ehebrecherin: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie“ (Joh. 8, 7) recht zum Verständnis.

15. Tanz und Reigen.

Der Tanz dient als Ausdruck der Festesstimmung und bietet zugleich den Zuschauern willkommene Unterhaltung; er ist meistens ein Massentanz oder ein Reigen; auch im Alten Testament wird uns von Einzeltänzen nur selten berichtet (Richt. 16, 25. 27). Bei dem Worte „Tanzen“ müssen wir aber an jede rhythmische, durch den Takt geregelte Bewegung des Körpers oder seiner Glieder denken; in dieser Weise tanzen Männer und Frauen, wenn auch stets nach Geschlechtern getrennt. Jene schwingen dabei ein Schwert oder einen Stab, diese ein Tuch in der Hand.

Man unterscheidet heute zwei Hauptarten des Tanzes, den Stampfreigen, der im Norden des Landes, z. B. am Fuße des Hermons, zu Hause ist, und den Klatschreigen, der im südlichen und östlichen Palästina gepflegt wird. Beim Stampfreigen wird eine einzige Kette von Tänzern gebildet, die sich unaufhörlich im Kreise herumdreht. Die Leitung fällt dem Vortänzer, d. i. dem ersten Tänzer der Reihe zu; die übrigen tanzen ihm nach, indem sie mit den Füßen aufstampfen und mit ihnen und dem ganzen Körper die Vorwärts-, Rückwärts- und Seitwärtsbewegungen ausführen. Der Tanz wird von der Rohrflöte begleitet und währt, ohne daß die Tänzer Zeichen der Ermüdung von sich geben, wohl über eine Stunde. Dem Vortänzer fällt bei dieser Art zu tanzen natürlich die Hauptaufgabe zu. Wir dürfen uns wohl David bei der Einholung der Bundeslade nach dem Zion in dieser Rolle denken; denn während es 2. Sam. 6, 5 heißt, daß David „mit

dem ganzen Hause Israel vor Jahwe her mit aller Macht und unter Gesängen tanzte," wird uns B. 14 und B. 16 allein von David erzählt, daß er vor Jahwe her tanzt, indem er hohe Sprünge und wirbelnde Drehungen macht.

Kommt es bei diesem Tanz besonders auf das Stampfen mit den Füßen an, so besteht das Kennzeichen des Klatschreigens in dem Klatschen mit den Händen. Zwei Reihen der Tänzer stehen einander gegenüber und geben durch ihr Händeklatschen und Kniebeugen den Takt an, ohne aber je ihren Platz zu verlassen. Bald singt dazu die eine Reihe, bald die andere, bald wird das Lied auch abwechselnd von dem Chor und dem vor der Reihe stehenden Vorsänger ausgeführt. Ein solches Lied ist von altersher überliefert und hat nicht immer eine Beziehung zu der Hochzeit oder dem Fest, das durch den Reigen geschmückt wird; wer die meisten Lieder anzugeben weiß, gilt als Leiter der Unterhaltung.

Diese Reigen brauchen aber nicht immer vom Platze aus getanzt zu werden, sondern sie können auch in Form einer Vorwärtsbewegung ausgeführt werden. Auf jener Hochzeit zu el-Bire geschah dies in der Weise, daß beim Einzug des Bräutigams von der Quelle zum Dorf alle paar hundert Schritte zu erneutem Tanz und Gesang innegehalten wurde; der Einzug vollzog sich infolgedessen sehr langsam. In ähnlicher Weise wird ja auch unter Davids Leitung die Bundeslade zum Zion gebracht worden sein (2. Sam. 6, 5); ähnlich so haben auch, wie schon erwähnt, die Frauen den siegreichen David vom Kampf mit Goliath eingeholt, begrüßt und heimgeleitet (1. Sam. 18, 6); und vielleicht haben auch Mirjam und Jephthas Tochter in dieser Weise ihren Reigen ausgeführt.

Anderere heute übliche Arten des Reigens sind der Schreitreigen, den ein Kenner des Landes wie Prof. Dalman jedoch nur um Jerusalem beobachtet hat, und der hauranische Tanz (hauranīje), der im Haurān, dem alten Basan, heimisch ist. Bei jenem stehen sich zwei Reihen von Mädchen gegenüber und treten unter den Versen eines Liedes

abwechselnd 3—4 Schritte vor und wieder zurück, wobei der Arm der einen eng um die Achsel der andern geschlungen ist.

Natürlich gibt dies Treiben der Erwachsenen dem Nachahmungstrieb der Kinder Stoff zu mancherlei Unterhaltung; und unter den Kinderspielen, auf die der Herr Matth. 11, 7 bezug nimmt, steht das rhythmische Tanzen an erster Stelle: „Wem soll ich dies Geschlecht vergleichen?“ fragt der Herr, „Kindern gleicht es, die auf den Märkten sitzen und ihren Kameraden zurufen: Wir haben euch gepfiffen, und ihr habt nicht getanzt; wir haben geklagt, und ihr habt nicht gejammert.“

16. Begräbnis.

In Hochzeitsfreude und Leichenklage verkörpern sich die tiefsten und edelsten menschlichen Gefühle, und gerade bei dem leidenschaftlichen Charakter des Orientalen wird es offenbar, wie nahe der Höhe- und der Tiefpunkt menschlichen Empfindungslebens im Herzen beieinander wohnen.

„Siehe, da trug man einen Toten heraus“ (Luk. 7, 12), das ist kein seltenes Bild, wenn man in den Straßen oder vor den Toren Jerusalems wandert, und beinahe auf keinem andern Gebiete, außer dem der Landwirtschaft, begegnen einem so viele Ähnlichkeiten zwischen einst und jetzt.

Ist der Tod eines Angehörigen eingetreten, so reißen die Frauen zum Zeichen der Trauer das Kleid, das sie gerade tragen, von oben an ein (2. Sam. 3, 31). Sie erfassen es über der Brust und reißen nicht regellos, sondern vom Halsbund an in der Längsrichtung. Je größer die Trauer, desto größer der Riß; in schweren Fällen reicht er wohl bis auf den Saum, wird aber durch grobe Stiche oberflächlich wieder zugenäht. So läßt sich auch das Zerreißen des Vorhangs im Tempel bei Jesu Scheiden — es war ein Riß „von oben an bis unten aus“ (Matth. 27, 51) — einfach und

sinnvoll erklären. Dann beginnt, schon ehe man den Toten aus dem Hause trägt, die Totenklage. Die Frauen der Freundschaft, in den Städten oft auch gemietete Klageweiber (Jer. 9, 17 f.), führen sie aus unter leidenschaftlichen Schmerzensbezeugungen und wilden Bewegungen; es gibt ein „Getümmel“, wie Jesus es in dem Hause des Jairus vorfand (Mark. 5, 38). Darauf wird der Tote, mit Rücksicht auf das Klima meist noch an demselben Tage, bestattet. Die Freunde binden ihn auf einer Bahre oder einem Brett oder zwischen zwei Stangen fest und tragen ihn hinaus. Einen Sarg gewährt das holzarme Land seinen Bewohnern in der Regel nicht; in den Städten entleiht man den Sarg wohl der Moschee und trägt darin den Toten bis zum Grabe, wo er ohne Sarg eingelegt wird. Immer aber werden Sarg oder Bahre offen durch die Straßen getragen, so daß man das Antlitz des Toten sehen kann. Das wird auch bei der Bahre, die der Herr an Nains Toren trifft, nicht anders gewesen sein, und daher kann sich auch der Jüngling auf des Herrn Wort sofort erheben. An der Spitze des Zuges schreiten, wenigstens bei den Moslems, im Halbrund zwei Reihen Arme und Blinde. Sie leiern unaufhörlich das Glaubensbekenntnis her, damit der Tote es nicht vergesse. Dann folgen drei zerlumpte Derwische mit mächtigen Palmwedeln, hinter ihnen tragen die Freunde den gelackierten, mit Tüchern bedeckten Holzsarg auf den Schultern. Darauf kommt, wie einst zu Nain (Luk. 7, 12), eine große Menge Volks, die einem Vorbeter im Wechselgespräch antwortet. So sahen wir es vor dem Jaffatore. Es ist ein feierloser Zug, zumal die Männer im zerrissenen Alltagsgewand einherschreiten.

Nicht anders wirkt ein jüdisches Begräbnis, nur daß wir den Zug hier durch zwei mächtige brennende Wachskerzen eröffnet und beschloffen sahen. Die griechischen Christen wickeln ihre Toten in weißen Schirting, und dann geht es mit der Bahre unter der Führung eines weihrauchsaßbewehrten Priesters und zweier Chorknaben im Sturmschritt dem Kirchhof zu — alles gleich würdelos.

Das Grab wird mit Steinplatten bedeckt; wohlhabenderen Moslems errichtet man am Kopfende einen Pfeiler, dessen Spitze zu einem Turban ausgemeißelt ist. Berühmte Schēchs erhalten über ihrem Grabe auch wohl eine Kuppel, die man gern überzüncht (Matth. 23, 27); solche Kuppelgräber sieht man auf dem Ritt durchs Land mit ihrem weißen Kalkanstrich häufiger weit in die Ebene hineinleuchten. Nach dem Begräbnis findet in dem Hause täglich die Totenklage und der Leichenschmaus statt, zu dem die Freunde frischgebackenes Brot mitbringen. Alles wie in alter Zeit, wo Jahwe durch den Propheten Jeremias drohen läßt: „Groß und klein sollen in diesem Lande sterben, ohne daß man sie begräbt noch ihnen die Totenklage hält. Auch wird man ihretwegen nicht Trauerbrot brechen, um einen wegen eines Gestorbenen zu trösten, noch wird man sie den Trostbecher trinken lassen wegen ihres Vaters oder wegen ihrer Mutter“ (Jer. 16, 6 f.). Die Trauerzeit währt zehn bis vierzig Tage; in dieser Zeit stellen sich die Männer aus der Verwandtschaft ein, um ihre Teilnahme zu bezeugen. So war es schon, als Lazarus im Grabe lag; da „waren viele Juden zu Martha und Maria gekommen, sie zu trösten über ihren Bruder“ (Joh. 11, 19). Die Leichenklage, die schon im Hause begann, wird bei den Christen sieben Tage lang am Grabe fortgesetzt, bei den Mohammedanern wird sie einige Wochen hindurch an jedem Donnerstag gehalten. So hat man einst auch um Joseph siebenzig Tage lang die Totenklage gehalten (1. Mose 50, 3 f.). Den Schluß der Klagezeit bildet eine Mahlzeit, welche die Familie des Toten den an der Klage Beteiligten gibt. Sie ist wohl zu unterscheiden von jenem den Trauernden bereiteten „Tröstemahl“, das allein im Alten Testament erwähnt wird (Jer. 16, 7; 2. Sam. 3, 35; Spr. 31, 6).

17. Trauergebräuche.

Neben dem Zerreißen des Gewandes ist es wie in alten Zeiten auch heute noch üblich, das Angesicht mit Kohlenstaub zu schwärzen oder Erde aufs Haupt zu streuen (Jer. 25, 34; Klage. 3, 16; Hes. 27, 30), Brust und Antlitz mit den Händen zu schlagen, die gelösten Haare sich auszuraufen und die Wangen sich blutig zu rizen. Diese Trauergebräuche werden nun aber im Alten Testament nicht nur da angewandt, wo ein Todesfall vorliegt, sondern auch da, wo nach unserm Empfinden kein Anlaß zur Trauer ist, ja wo wir ihre Anwendung gar nicht recht begreifen. Gehen wir diesen Fällen einmal nach, vielleicht daß sie uns zu der Wurzel leiten, aus der die Trauergebräuche erwachsen.

Wenn Ruben seinen Bruder Joseph, den er retten will, nicht mehr in der Grube findet und nun seine Kleider zerreißt (1. Mose 37, 29), oder wenn Jephtha in Erinnerung an sein Gelübde beim Anblick seiner Tochter das Gleiche tut (Richt. 11, 35), so ist das begreiflich. Seltsamer schon erscheint es, wenn König Joram, von den Feinden in Jerusalem belagert, Trauerkleider trägt, oder wenn Ahab, von den Drohungen Gottes erschüttert, den Gebräuchen folgt, die man sonst bei einem Todesfall anwendet (1. Kön. 21, 27). Ebenso, wenn Ahab's Diener, die in den Zeiten der Dürre Futter holen sollen, mit leeren Händen nicht nur, sondern auch mit verhülltem Haupte heimkehren. Man hat diese Riten auf mancherlei Weise zu erklären versucht, aber es bedarf keiner Anleihe bei der Religionsgeschichte oder der Pathologie, da das Alte Testament selber den ursprünglichen Sinn dieser Gebräuche an die Hand gibt.

Kann bei den genannten Beispielen die Deutung noch zweifelhaft sein, so finden wir andere Fälle in der biblischen Geschichte, wo der ursprüngliche Sinn außer Zweifel steht und doch von Trauer keine Rede sein kann. Als David zu dem neu gekrönten König der Ammoniter Boten sendet, um ihm zur Thronbesteigung zu gratulieren und zum Tode des Vaters zu kondolieren, da hält

der mißtrauische Ammoniterfürst die Boten für Spione und schickt sie mit halb abgeschorenen Bärten und bis auf das Gefäß abgeschchnittener Kleidung zurück. Die Boten sind schwer beschimpft und verweilen auf Davids Geheiß in Jericho, bis der Bart wieder gewachsen ist. In dem Bart steckt gleichsam die Ehre des Mannes, ihn antasten heißt den Mann entehren und Schmach auf sein Haupt bringen. Von dem Begriff der Entehrung, und nicht dem der Trauer, muß man ausgehen, um diese sogenannten Trauergebräuche zu verstehen. Wenn ich mich selbst so schimpflich zurichte, so kann das nur den Zweck haben, mich bei anderen jämmerlich und erbarmungswürdig zu machen. Wenn ich mich vor Gott so demütige und erniedrige, weil Gott in Seuche oder Kriegsnot durch das Volk hindurchgeht, so suche ich dadurch Gott zu meinen Gunsten zu stimmen und mir sein Erbarmen zu erwerben. So antwortet David auch selber, als sein Kind von der Bathseba trotz seines Fastens und harten Kasteiens gestorben ist, auf die verwunderte Frage seiner Höflinge: „Solange das Kind noch lebte, habe ich gefastet und geweint, weil ich dachte: Wer weiß, Jahwe kann sich meiner erbarmen, daß das Kind leben bleibt“ (2. Sam. 12, 22). Und ebenso fragt beim Propheten Jesaia das Volk den Herrn: „Warum haben wir gefastet, ohne daß du es sahst, und kasteit, ohne daß du es merktest?“ (Jes. 58, 3). Diese Stellen zeigen uns: die Trauergebräuche sind nichts als ein Mittel, um in der Stunde der Not den Willen Gottes zu unsern Gunsten zu beeinflussen. Sie sind also sittlich fragwürdig und werden deshalb auch jederzeit von den Propheten und dem Herrn Jesus bekämpft. Denn das Entstellen des Angesichts, das der Herr den Pharisäern zum Vorwurf macht (Matth. 6, 16, vgl. auch 9, 14; Luk. 18, 12), gehört doch ohne Frage zu den Trauergebräuchen.¹⁾

¹⁾ Vgl. Frankenberg, Israelitische und altarabische Trauergebräuche. Palästinajahrbuch 1906.

18. Das Grab des Heilandes.

Die ursprüngliche und älteste Behausung des Menschen ist die Höhle. Und zwar diente sie zur Unterkunft für den Lebenden wie für den Toten. Das erstere gilt auch heute noch vereinzelt im heiligen Lande. In dem Dorfe Siloa am Ölberg, Jerusalem gegenüber, dient eine ganze Reihe von Felsenhöhlen den Fellachen zur Wohnung für Menschen und Vieh. Und zwar sind es meist alte Grabhöhlen. Denn dem Toten, der doch weiter existiert, kommt dieselbe Wohnung zu wie dem Lebenden, nur muß sein Haus noch schöner und dauerhafter sein, da es für die Ewigkeit reichen soll. Was Diodor von den Ägyptern sagt und was wir durch die Sorgfalt in der Ausgestaltung der dortigen Grabkammern bestätigt finden, das wird auch in gewissem Sinne von den Hebräern gelten: „Sie nennen die Wohnungen der Lebenden ‚Herbergen‘ und die Gräber der Verstorbenen ‚ewige Häuser‘, weil die Toten eine unbegrenzte Zeit in der Unterwelt zubringen. Daher wenden sie geringere Mühe auf den Bau der Häuser, die Gräber aber statten sie auf außerordentliche Weise aus.“ So ist das Felsengrab in einem gebirgigen Lande die ursprünglichste, weil gegebene und dauerhafteste Form des Grabes, und man verwandte zu diesem Zweck natürliche oder auch künstliche Höhlen. Der Kalkstein Judäas ist dieser Anlage besonders günstig, denn er enthält in einer seiner Schichten das weiche, weiße Malakigestein, das, von der Luft abgeschlossen, mit dem Messer zu schneiden ist, an der Luft dagegen erhärtet. Diesen Stein hat man geradezu den Gräberfelsen genannt, weil die Grabkammern rings um Jerusalem aus dem Gestein ausgehauen sind. Auch Christi Grabstätte wird aus dem Malaki bestanden haben. Aber wie sollen wir uns nach der Angabe der evangelischen Berichte die Grabstätte unsers Heilandes denken? Es ist das ja zum Verständnis der Ostergeschichte und vieler Einzelzüge in ihr nicht ohne Belang.

Nach Matth. 27, 60 war das Grab ein Felsengrab, und seine Tür war durch einen Stein verschlossen (vgl. auch 28, 2). Wenn eine Tür zu dem Grabe führte, so kann es nicht ein sogenanntes Senkgrab gewesen sein, das nach Art unserer Gräber in den Felsboden geteuft und mit einer Steinplatte überdeckt ist. Es muß sich vielmehr um eine Grabkammeranlage handeln. Dazu stimmt auch der tatsächliche Befund der Nekropole Alt-Jerusalems. Dank dem ausgeprägten Familiensinn des Morgenlandes waren die Gräber in der Regel Anlagen für eine ganze Familie. Schon Jakob und Joseph waren in diesem pietätvollen Wunsche einig (1. Mose 47, 30; 50, 25), und der Ausdruck „zu den Vätern versammelt werden“ (Richt. 2, 10) gewinnt unter diesen Umständen seine besondere buchstäbliche Bedeutung. Ob in der Grabanlage, die Joseph von Arimathia für den Herrn bereit stellte, außer dem Grab des Herrn noch weitere Begräbnisstätten gewesen sind, steht dahin. Denn nach Matth. 27, 60 und Joh. 19, 41 war das Grab „neu, und es hatte noch niemand darin gelegen.“ Vielleicht war also erst eine Begräbnisstätte darin hergestellt; möglicherweise hatte Joseph nach Matth. 27, 60: „und er legte ihn in sein eigen neu Grab“ dasselbe auch ausschließlich für sich bestimmt, so daß es nur des einen Begräbnisplatzes bedurfte. Jedenfalls war dieser geräumig, denn nach Luk. 24, 2—4 vermochte er die Frauen und die beiden Engel aufzunehmen.

Der Stein, den die Grabestür verschloß, war entweder ein freiliegender oder ein sogenannter Rollstein. Der Rollstein wurde in einem eigens dafür hergerichteten Rinnengang hin und her bewegt, wie man das noch heute in der freigelegten Anlage der berühmten „Königsgräber“ nördlich von Jerusalem wahrnimmt. Ein Sitzen auf ihm, wie es uns von dem Engel des Herrn Matth. 28, 2 erzählt wird, ist nicht recht vorstellbar, daher wird der Verschuß am Grabe des Herrn ein freiliegender Stein gewesen sein. Nach Mark. 16, 4 war er sehr groß, so mag ja auch vielleicht die Grabestür höher gewesen sein als gewöhnlich. In

der Regel sind die Eingänge zu diesen Grabanlagen kaum einen halben Meter hoch, breit und tief, der Zutritt ist daher beschwerlich. Nach Joh. 20, 5 und 11 beugen sich auch Johannes und Maria Magdalena beim Hineinschauen in das Grab vor; das kann man auf die niedrige Höhe der Tür beziehen, man kann aber auch annehmen, daß die ganze Gruft unter dem Niveau des Bodens lag und der Eingang sich daher nach innen senkte. Drinnen kann man sich nach den heutigen Befunden frei und bequem bewegen; die Räume entsprechen etwa der Größe unserer Wohnzimmer. Oft gelangt man, zumal bei kostbaren Anlagen wie den „Königsgräbern“, durch die Eingangstür erst in eine Vorkammer, von der aus ähnlich beschwerliche Übergänge in die eigentlichen Grabkammern führen, deren manche Anlage eine ganze Reihe aufweist. So zählt man in der Anlage der „Königsgräber“ 7 Haupt- und Nebenkammern mit 36—38 einzelnen Grabplätzen. Jesu Grab hat eine solche Vorkammer nicht gehabt, sondern durch die Eingangstür gelangte man sofort in die eigentliche Grabkammer. Denn nach Mark. 15, 47; Luk. 23, 55 sehen die Frauen vor dem Grabe, wohin der Leichnam gelegt ward. Das würde ihnen nicht möglich sein, wenn die Begräbnisstätte hinter oder zur Seite der ersten Kammer gelegen hätte. Außerdem sehen die Frauen am Ostermorgen beim Eintritt in das Grab sofort die Stätte, wohin man Jesus gelegt hatte (Mark. 16, 6; Luk. 24, 3), und Johannes braucht sich nur an der Eingangstür zu bücken, um schon die Leinentücher zu sehen (Joh. 20, 5).

Welcher Art war nun die Begräbnisstätte des Herrn? Neben jenen Senkgräbern unterschied man damals noch Schiebgräber und Bank- oder Auflegegräber (Arkosolien); beide Arten findet man oft vermischt in ein und derselben Anlage. Jene ersten waren stollenartig wie ein Koffer in die Wand des Felsens eingetrieben, und in diese wagerechte schmale Höhlung schob man den liegenden Körper, natürlich ohne Sarg, hinein; die Öffnung wurde durch eine Steinplatte verschlossen. Die Bankgräber bestanden aus

bankartig ausgehauenen Erhöhungen an der Seite des Raumes, auf die man den Leichnam legte. Da nach Joh. 20, 12 zwei Engel zu Häupten und Füßen der Ruhestatt sitzen, so kann nur an ein Bankgrab gedacht werden. Solche Bankgräber konnten vom Eingang aus rechts oder links oder auch gradeaus angebracht sein. Wahrscheinlich lag Jesu Grab an der rechten Seite der Kammer. Denn nach Mark. 16, 5 sahen die Frauen beim Eintritt in das Grab zur rechten Hand einen Engel sitzen, der sie auf das Grab hinweist, und dieser Engel muß doch irgendwie in Beziehung stehen zu denen, die nach Joh. 20, 12 zu Häupten der Begräbnisstätte sitzen.

Ob das Grab auch eine offene Vorhalle, ein Portal hatte, wie z. B. die Königs- oder die Richtergräber bei Jerusalem es aufweisen? Vielfach finden sich bei vornehmen Eigentümern, wie ja auch der Ratsherr Joseph einer war, solche geräumigen Hallen mit Säulen und Pfeilern und reich verzierten Giebeln aus dem Felsen ausgehauen. Ihre Annahme bei Jesu Grabanlage wird durch nichts ausdrücklich gefordert, ihr steht aber auch nichts im Wege, da solch Portal hoch und breit ist und den Ausblick auf die eigentliche Grabestür nicht hindert. Von einer Vorkammer dagegen (nicht Vorhalle) kann, wie wir schon sahen, keinesfalls die Rede sein. Das ist die Grabstätte des Herrn, soweit die Evangelisten sie uns veranschaulichen.

Die Vorkammer diente in alten Zeiten wohl öfter dem Totenkult und der Geisterbefragung, wovon Jesaias erzählt (65, 4; vgl. 8, 19; 29, 4), und vielleicht ist es eine Nachwirkung dieser Anschauung, daß auch die Besessenen gern diesen Raum zur Wohnstätte aufsuchten (Matth. 8, 28; Mark. 5, 3); er bietet ja eine nicht unwohnliche, schützende und warme Behausung. Manche wollen auch zur Erklärung der seltsamen Tauffitte in Korinth, von der 1. Kor. 15, 29 die Rede ist, an diese Stätte als Taufort denken.

19. Die Synagoge.

Die Synagoge spielt in dem religiösen Leben des Volkes Israel als Versammlungs-, Gebets- und Lehrstätte eine wichtige Rolle. Jenen namenlosen und doch so vielgenannten Hauptmann zu Kapernaum wissen die Ältesten des Volkes dem Herrn mit seiner Hausnot nicht angelegentlicher zu empfehlen, als durch den Hinweis: „Er hat Liebe zu unserm Volk und hat uns sogar unsere Synagoge gebaut“ (Luk. 7, 5). Und auch des Herrn Wirksamkeit spielt sich zum guten Teil in dem Lehrhaus ab. Oft genug berichten die Evangelisten, wenn der Herr den Schauplatz wechselt: „Am Sabbat ging er in die Schule nach seiner Gewohnheit und lehrte“, sei es, daß er nach frommem Brauch zur Schriftverlesung aufstand (Luk. 4, 16) oder zur Schriftauslegung sich setzte (Luk. 4, 20). So heißt es von Kapernaum (Mark. 1, 21; Joh. 6, 59), so von Nazareth (Luk. 4, 16; Matth. 13, 54; Mark. 6, 2), so vom galiläischen Lande überhaupt (Matth. 4, 23; 9, 35; Mark. 1, 39). Ja der Herr Jesus kann bei der richterlichen Frage nach seiner Lehrtätigkeit darauf verweisen: „Ich habe öffentlich zu der Welt geredet; ich habe allezeit gelehrt in Synagoge und Tempel, wo alle Juden zusammenkommen und habe nichts im verborgenen geredet. Was fragst du mich?“ (Joh. 18, 20). Aber wie sollen wir uns Anlage und Ausstattung dieses „Lehrhauses“ zu Jesu Zeiten denken? Zu einer Antwort verhilft uns der Spaten, der in neuester Zeit die Trümmer Palästinas aus jahrtausendelangem Schlummer weckt und auch an den alten Synagogenruinen gerührt hat.

Es war am 5. April 1905, als wir im Berglande Obergaliläas vor den Resten der Synagoge von Mērōn standen. An demselben Tage fuhr die von der Deutschen Orient-Gesellschaft ausgerüstete Expedition zur Erforschung der Synagogenruinen Galiläas von Tiberias über den See von Genezareth nach Tell Hûm, um dort in wochenlangen Schürfungen und Aufräumungsarbeiten die

Untersuchung der Trümmer des alten Prachtbaues in Angriff zu nehmen, der längst die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gezogen hatte. Vom 29. Mai bis 2. Juni stand das Zeltlager auf der Felsenkuppe von Mērōn; im ganzen wurden von der Expedition zehn solcher alten Synagogenruinen in Galiläa freigelegt und in einer zweiten Kampagne vom Herbst 1907 genauer erforscht.¹⁾ Nach dem Befund stammen alle diese Ruinen aus der Zeit der römischen Herrschaft, d. h. aus den ersten nachchristlichen Jahrhunderten, und sind unter dem Einfluß des damals herrschenden römisch-hellenischen Baustils entstanden. Aber bei aller Verwandtschaft mit der syrisch-römischen Tempelarchitektur geben sie sich doch durch gewisse spezifische Eigentümlichkeiten und Embleme als jüdische Sakralbauten zu erkennen. Sie lassen sich sämtlich auf einen einheitlichen Typus zurückführen, den man als den galiläischen Synagogentypus bezeichnen kann. Zugrunde liegt ein dreischiffiger Grundriß; der Bau wird nach Art der gotischen Dome durch zwei parallele Säulenreihen in ein breites Mittelschiff und zwei schmalere Seitenschiffe zerlegt. Aber im Unterschied von der gotischen Architektur findet sich nun an der Rückwand noch eine dritte querlaufende Säulenreihe, die die beiden Längsreihen verbindet und zusammen mit ihnen einen richtigen Säulenumgang herstellt, der das breite Mittelschiff auf drei Seiten umschließt. Die Feststellung dieser Anlage ist um so wichtiger, weil sie den früher von den Engländern konstruierten antiken Synagogentypus widerlegt, nach dem der Raum durch drei bis vier parallele Säulenreihen gegliedert sein sollte.

Als Vorbild und Modell des damaligen Typus dürfen wir nun gewissermaßen die Synagogenruine von Tell Hûm am Rande des Sees Genezareth in Anspruch nehmen; denn ihre Ornamentik wie ihre Grundriß- und Aufbaumotive kehren bei den andern neun Bauwerken vielfach in einer Weise wieder, die sich als

¹⁾ Vgl. zu dem folgenden: Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft zu Berlin, 1906.

geringere Nachahmung zu erkennen gibt. Sehr wahrscheinlich birgt das weite Trümmerfeld von Tell Hûm die alte Stadt Kapernaum unter sich, an der der Fluch Jesu Matth. 11, 23 erschütternd in Erfüllung gegangen ist. Möglicherweise ist daher dieser Bau mit jener Synagoge gleichzusetzen, die der römische Centurio den Juden zu Kapernaum erbaute; es läßt sich manches dafür ins Feld führen, während anderes für die Entstehung im zweiten oder dritten Jahrhundert n. Chr. G. spricht. Jedenfalls gibt der Bau eine deutliche Vorstellung von den „Schulen“ der Juden, in denen Jesus lehrte und in denen die Schriftgelehrten und Ältesten nach den vordersten Plätzen der Bankreihen strebten (Matth. 23, 6), und hat einen nicht nur legendarischen Wert wie die altberühmte Synagoge von Nazareth, in der Jesus Unterricht erhalten und später selber gelehrt haben soll. Diese Synagoge hat seit dem Jahre 590, wo sie zuerst erwähnt wird, ihre Stätte öfter gewechselt; gegenwärtig zeigt man sie neben der Kirche der unierten Griechen; dem Eingang gegenüber liegt eine Nische mit einem Altar; die Hauptsehenswürdigkeit ist eine an der Wand hängende Schenkungsurkunde des Papstes vom Jahre 1891 (?) an die ihm untergebenen Griechen.

Die Synagoge von Kapernaum (Tell Hûm) ist gleich den meisten galiläischen Synagogenruinen nach Süden, zum Tempel von Jerusalem, orientiert; sie ist 24 m lang und 18 m breit, das Mittelschiff hat 8 m Spannweite, während der Umgang $3\frac{1}{2}$ m breit ist. Mit diesen Maßen gibt sie sich als die größte der vorhandenen Ruinen. Wenn dieselben nach unsern Begriffen im allgemeinen nicht eben geräumig sind, so liegt das daran, daß die Synagoge immer nur für einen Teil der Gemeinde berechnet ist; das heutige Jerusalem mit seinen aus aller Welt zusammengewürfelten 45 000 Juden zählt über 80 solcher Bethäuser. Der Fußboden war mit Kalksteinplatten belegt, auf den beiden Längsseiten standen je sechs, an der Rückwand zwei Bollsäulen, während die beiden Ecken mit herzförmigen Halbsäulen eingefast sind.

Außerdem zogen sich an den Längswänden zwei in Stein gehauene Bankreihen hin, die in je ein Polster ausliefen. Diese Säulen sind Kalksteinmonolithe von 3,74 m Länge mit korinthischen Kapitälern; sie gehören einer unteren Säulenstellung an, während über ihnen eine Säulengalerie mit Schäften von kleinerem Durchmesser ein Obergeschoß einfaßte, das emporenartig das hohe Mittelschiff umzog. Dürfen wir aus der heutigen Einrichtung der jüdischen Synagoge auf den Zweck dieser Empore schließen, so diente sie zum Aufenthalt für die Frauen während der gottesdienstlichen Feier.

Ein Sanctuarium oder sonst ein sakraler Aufbau in der Mitte oder an der nördlichen Rückwand ist nirgends in den galiläischen Synagogen gefunden; die Versammelten wandten sich beim Gebet offenbar rückwärts der Tür zu, gen Jerusalem. Diese Südfront ist zu Tell Hûm gleich den andern Umfassungsmauern nicht besonders gut erhalten, doch ist die Durchbrechung derselben durch drei Portale, ein Haupt- und zwei Seitenportale, deutlich wahrnehmbar. Östlich von dieser Front liegt ein mit Platten ausgelegter Hof, auf den eine Seitentür in der Ostmauer führt. Der Front und diesem seitlichen Hofe ist eine 2 m hohe und fast $3\frac{1}{2}$ m breite Terrasse vorgelagert, zu der von Ost und West Treppenstufen hinaufführen, im Westen vier, im Osten vierzehn. Das Gebäude fällt nämlich von Westen nach Osten, dem See zu, ab, und der Osthof wie der östliche Teil der Terrasse weisen eine wohlgefügte Quaderlage als Unterbau auf. An die östliche Treppe schließt sich eine Basaltpflasterung an; sie führt als breite Straße zu dem See herab, der heute ca. 80 m von der Synagoge entfernt liegt.

Was nun die Ornamentik betrifft, so ist die Portalmauer leider über die Terrasse hinweg bis 10 m weit vornüber in die Tiefe gestürzt. Hier fand man noch die Mehrzahl der für den Frontaufbau wichtigen Architekturstücke. Noch auf der Terrasse lagen die drei Oberschwelle der Portale, von denen allerdings die bildlichen Darstellungen mutwillig abgeschlagen sind. Diese

absichtliche Verstümmelung findet sich auch sonst an den Wandfriesen und der Giebelverzierung, sie geht auf die Bilderfeindschaft fanatischer Moslemen zurück. Soweit sich nach den Umrissen noch urteilen läßt, war das Hauptportal mit einem Adler und girlandentragenden Eroten geschmückt, während über den Seitentüren vier- und zweibeinige Tiere unter Palmen wandeln. Weiter hat zu dem Aufbau ein Fenster gehört, das nach außen und innen mit schneckenförmig eingerollten Enden überdeckt war und durch Gitterstäbe geschlossen wurde. Den obersten Abschluß der Front bildete ein großer Giebel mit reichgeschmücktem wagerechten Gebälk, das nach syrisch-römischer Bauweise durch einen Bogen unterbrochen ist; aus Akanthusblättern scheinen Lämmer oder andere Tiere hervorzuspringen.

Wie nach außen, so war die Portalwand auch im Innern reich dekoriert. Dahin gehört von den Fundstücken eine Wandblende mit gedrehten korinthischen Säulchen und einem Giebel, in dem mehrere Muschelnischen angeordnet sind; über dieser Dekoration läuft im Bogen ein Tierfries hinweg. Die weitere Innenarchitektur ist zum Teil von vortrefflicher Arbeit und hat wahrscheinlich den Wänden der Empore angehört. Darunter sind Halbsäulen mit attischer Basis und korinthischem Kapital, sowie reich ornamentierte Wandfrieze. Diese Frieze sind in Kreisfelder zerlegt, die von Akanthuslaub umrahmt sind, und zeigen mannigfachen Schmuck von Blättern, Blüten, Rosetten, Sternen, Trauben, Granatäpfeln und dem sechseckigen Stern, den man den „Schild Davids“ benennt. Andere Bruchstücke des Wandfrieses enthalten die Bordertheile von Tieren in Akanthusumrahmung; die Leiste am Gebälk zeigt zwei Adler mit Girlanden in den Schnäbeln und ein Seepferd.

Das ist die bisherige Ausbeute bei der Freilegung dieser antiken Synagoge. Sie ergibt einen Aufwand an Kunst, besonders in der Bildhauerarbeit, wie wir ihn selten im alten Palästina wahrnehmen. Die Beeinflussung durch die syrisch-römische Tempel-

architektur ist unverkennbar — der Baustil der Synagoge ist in den Grundzügen der römische —, aber diese Abhängigkeit kann in den Zeiten des romanisierenden Judentums kaum wundernehmen. Und ebensowenig kann es verwundern, daß die römischen Tempel im Lande, wie z. B. der Monumentalbau von Kades, in der Anlage und Ausführung ihrer Fronten doch die jüdischen Bauwerke noch übertreffen; das entspricht einfach dem Verhältnis der Herren zu den Unterworfenen.

Immerhin muß der Anblick dieses in weißem Marmoralk ausgeführten Prachtbaues hoch auf der Terrasse über dem blauen See in der Umgebung des dunkelbraunen Lavabodens und inmitten der düsteren, aus dem schwarzen Basaltgestein erbauten Stadt von hinreißender Schönheit gewesen sein, und wir verstehen wohl, wie die Ältesten der Juden dem Schöpfer solches Bauwerks das Zeugnis ausstellen mögen: „Er ist es wert, daß du ihm das gewährst; denn er hat Liebe zu unserm Volk, und hat uns sogar unsere Synagoge gebaut.“

20. Wege.

Wir ritten auf dem Wege nach Jericho durch die erhabenste Gebirgsschlucht Judäas, das Wadi el-Kelt, in dem manche den Bach Krith (1. Kön. 17, 3) wiederfinden wollen. Auf der Südseite war es in den klaffenden Abgrund hinabgegangen, drunten in der Talsohle hatten wir beim knospenden Oleandergebüsch unser Mahl verzehrt und stiegen nun am Nordabhang wieder aufwärts. Obwohl schwindelfrei, hieß es doch öfter vom Pferde steigen, weil der Pfad, der sich in halber Höhe der Felsenwand hinaufwindet, zu schmal oder zu steil war. Unser Vorreiter gerät sogar in eine recht beängstigende Lage; er sieht sich plötzlich auf einer wegeähnlichen Felsbank, die vorne und zur Seite steil in den Abgrund abstürzt. Von Absteigen oder Wenden ist keine Rede, dazu ist die

Bank zu schmal, vorne winkt der klaffende Abgrund, die einzige Rettung liegt rückwärts, aber es kostet viel Mühe, das Tier an dem schwindelnden Abhang entlang zurückzubringen, bis es wieder auf dem richtigen Wege ist. Und wie, wenn es beim Zurückgehen auch nur einen Fehltritt tut? Da leben Verheißungen auf wie die Ps. 91, 11 ff.: „Er wird seine Engel für dich entbieten, daß sie dich auf allen deinen Wegen behüten. Auf den Händen werden sie dich tragen, daß du mit deinen Füßen nicht an einen Stein stoßest.“

Aber man darf bei diesem Wort auch an jeden beliebigen Fußweg Palästinas denken, der von einem Dorf zum andern führt. Oft sieht man nichts als Steingeröll im Gebirge oder Sumpfland in der Ebene, und es ist doch ein richtiger palästinischer Weg. Wege sind weniger gut gangbare Stellen, die man an beiden Seiten umgehen muß (nb. vorausgesetzt, daß das möglich ist), so ironisiert wohl der Volksmund den Zustand der Wege. Und von den „Wegen“ in der Wüste hat einmal ein Araberjoch in grimmem Hohn gesagt, sie seien gut genug für Engländer und Ziegen!

Wir hatten die Kolonie der Bucharajuden bei Jerusalem im Rücken und ritten nordwärts in das Land. Zwei Wege führen dort neben- und miteinander durch das unebene Gelände, die alte Römerstraße und ein neuer Weg. Aber beide haben das gemein, daß sie unwegsam sind, mit Steinen bedeckt und von Geröll verschüttet. Nur von Zeit zu Zeit verraten die aus dem Felsen gehauenen, aber längst ausgewaschenen Treppenstufen und andere Spuren der Pflasterung, daß hier schon in alten Zeiten eine Straße führte. Wie sehr man sich in den Wegeansprüchen bescheiden lernt, erlebten wir an uns selber, als wir in das Ostjordanland kamen und dort zum größten Erstaunen vor dem Dorfe er-Rummān einen richtigen breiten Fußweg fanden, den die hier von der Regierung angesiedelten Turkomanen für ihre zweiräderigen Karren angelegt hatten. Dasselbe befremdende Symptom eines hohen Kulturstandes trafen wir in Obergaliläa

nahe dem alten Drufendorf Mutalle (Metullah). Es ist von den Juden aufgekauft und jetzt die nördlichste ihrer ca. 30 Kolonien. Von hier führt ein breiter Weg zu den nächstgelegenen Kolonien am Hulesee, aber statt in der Anlage des Weges von der Regierung unterstützt zu werden, mußten die Siedler die Erlaubnis dazu erst durch ein hohes Bakschisch erkaufen. Auch um die Tscherkessen-siedelung von Dscherasch, dem Gerasa der Römer, trafen wir fahrbare Straßen, die der Bezirksamtman (Mudir) von Dscherasch angelegt hatte, als es hieß, der deutsche Kaiser werde über die alte glanzvolle Ruinenstadt nach Damaskus reisen.

Und nicht nur hier hat um das Jahr 1898 die Reise unseres Kaiserpaares auf den Wegebau anregend gewirkt. Damals entstand die breite Fahrstraße zum Ölberg hinauf, ferner ein bequemer Reitweg auf den Tabor; irren wir nicht, auch der schöne Reitweg zu dem jüdischen Bergkloster Mär Sābā. Es ging also nach dem Worte Jes. 40, 3 f.: „Bahnet in der Wüste den Weg Jahwes, ebnet in der Steppe eine Straße für unsern Gott! Jedes Tal soll erhöht und jeder Berg und Hügel soll niedrig werden, und das Höckerige soll zur Ebene werden und das Hügelgelände zur Talsohle.“ Dieses Prophetenwort zeigt uns, daß man auch schon im Altertum Wege baute und besserte, wenn die Ankunft eines hohen Herren, wie es der Messias war, zu gewärtigen stand. Überhaupt beweist die häufige Wiederkehr des Bildes vom Wegebau in dem zweiten Teil des Jesaiabuches (Kap. 40—66) einerseits zwar den trostlosen Zustand der damaligen Reiseverhältnisse, andererseits aber doch die Kenntnis von der Kunst des Wegebaus und von der Annehmlichkeit guter Wege, die keinerlei Anstöße, weder Löcher noch Erhöhungen, bieten (Jes. 57, 14; 62, 10; vgl. auch Jerem. 31, 8 f.). Es gab auch im alten Israel einzelne gebahnte Straßen, wie 1. Sam. 6, 12 beweist. Dort ist von der Straße die Rede, auf der die Bundeslade vom Philisterlande mittelst eines mit Röhren bespannten Wagens wieder ins jüdische Gebiet hinaufgeschafft wurde. Der König Salomo besaß Rosse

und Wagen, so daß wir uns in der Umgebung Jerusalems fahrbare Straßen denken müssen; vielleicht ist die vorhin als Römerstraße bezeichnete viel älter und gehörte schon dazu. Und nach 1. Kön. 18, 45 f. führt ein fahrbarer Weg von der Höhe des Karmel zu der Stadt Jesreel.

In der Regel werden diese Wege freilich nicht um ihrer sachgemäßen Anlage oder kunstgerechten Technik willen das Prädikat „Wege“ verdient haben, sondern man begnügte sich damit, den Weg kenntlich zu machen, so daß niemand ihn verfehlen konnte. Es wurden z. B. lose Steine aufgeschichtet oder ein Steinbau errichtet, wie er noch heute im mittleren Jordan dem Wanderer die Furt kennzeichnet. Solche Wege wurden auch nur da angelegt, wo die natürliche Beschaffenheit des Landes es an die Hand gab, wo also breite Täler, bequeme Pässe, gute Wasserläufe oder fester Untergrund selber zu einem Pfad einluden; und es war dann nur eine Frage der Zeit, daß diese Pfade durch Wanderer, Reit- und Lasttiere festgetreten wurden (Matth. 13, 4). Höchstens im Berglande half man künstlich dadurch nach, daß man an den Abhängen Treppen aushieb oder durch Bearbeitung des Felsens den Weg kenntlich machte.

Als die Römer dann das Land eroberten, stellten sie, namentlich im dritten Jahrh. n. Chr. G., dauerhafte Straßen für ihre Regionen her, die an den aufgestellten Meilensteinen kenntlich sind und deren Reste wir noch heute vorfinden. Gegenwärtig läßt die türkische Regierung es sich angelegen sein, chaussierte Kunst- und Fahrstraßen im Lande anzulegen; so ist z. B. Jerusalem jetzt nach allen vier Windrichtungen mit Chaussees ausgestattet: nach Jaffa, Nabulus (Sichem), Jericho und Bethlehem-Hebron. Aber „die Eile ist vom Teufel“, und in dem alten türkischen Reiche bedeutete der Fortschritt zuweilen auch einen Rückschritt, wie der zur Kaiserreise angelegte und nun wieder verfallene Weg vom Tabor nach Nazareth beweist.

21. Ähren ausraufen.

Ebenso sehr als dem Wege dient freilich bisweilen die zu den beiden Wegseiten aufgeschichtete niedrige Mauer dem Ackerland, das der besorgte Besitzer durch diese Einfriedigung vor unberufenen Gästen schützen will. Denn in dieser Beziehung herrscht eine Freiheit, die dem an unsere geordneten Verhältnisse Gewöhnten höchst befremdlich vorkommt. Die Felder der Fellachen gelten, auch wenn sie schon bestellt sind, bei Einheimischen wie bei Fremden für vogelfrei.

Wir hatten die weizenreiche Ebene Jesreel durchquert und strebten nun zu dem Tell el-Mutesellim hinauf, jenem Hügel, der dank den Ausgrabungen des Deutschen Palästina-Vereins (1902 bis 1905) das alte Megiddo wieder herausgegeben hat. Aber wie da hinaufkommen? Der Hang des Hügel ist mit prächtigem Weizen bestanden, und der Weizen steht schon in Ähren. Aber was hilft's? Es gibt keinen Fußweg, wir müssen uns selber den Weg durch das Kornfeld bahnen. Ein andermal, es war im Lande Gilead, suchten wir das Dolmenfeld von Refr Jüba. Ein mühseliges, nervenangreifendes Reiten und Gleiten über Steine und Geröll, erst talabwärts, dann wieder zur Höhe hinauf, bildet die Einleitung. Droben breitet sich ein weitgedehntes Ackerland voll sprossender Saat, hier und da wird die Saat von massiven Steinbauten, den Dolmen, unterbrochen und mahnt uns: dieses Feld ist nicht nur eine Stätte sprossenden Lebens, sondern auch verwesenden Todes. Aber wie zu den Häusern der Toten kommen? Es gibt nur einen Weg: quer durch die Saat. So sind die Wegeverhältnisse des heiligen Landes mit schuld an dieser Durchquerung der Äcker und Verwüstung der Feldfrüchte samt der sich darin kundgebenden Geringschätzung menschlichen Fleißes.

Ein anderer Grund für die Geringschätzung könnte vielleicht in der Fruchtbarkeit des Bodens liegen, der das leichtlich wieder gut macht, was Menschenhand gezwungen oder oft auch — leider! —

mutwillig verdirbt. Einer der Freunde erinnert, daß an dieses Verfahren zu denken sein mag, wenn wir lesen, daß die Jünger beim Gang über das Feld Ähren ausraufen und damit ihren Hunger stillten (Mark. 2, 23). Auf eine Handvoll Ähren mehr oder weniger kommt es gar nicht an, das ist heute die landläufige Anschauung, das mag auch damals gegolten haben. Denn nicht, daß die Jünger überhaupt Ähren ausraufen, sondern daß sie es am Sabbat tun, erregt den Unwillen der Pharisäer (V. 24). Allerdings kam damals die ausdrückliche Erlaubnis des Gesetzes noch hinzu (5. Mose 23, 26).¹⁾

22. Reisen.

Kein Wunder, daß bei den geschilderten Wegeverhältnissen das Reisen heute wie in alter Zeit beschwerlich ist. Dennoch hören wir auch in der Bibel von Besuchs- (2. Kön. 10, 13) und Geschäftsreisen (1. Mose 42, 2), von Reisen zum Zweck der Brautschau (1. Mose 24, 10); Richt. 15, 1) und von Pilgerreisen zum Heiligtum (1. Sam. 1, 3; Luf. 2, 42).

Die einfachste Form des Reisens war natürlich das Wandern mit Ranzen und Stab, wie Jakob und Mose auf der Flucht gereist sein werden (1. Mose 27, 43; 2. Mose 2, 15), wie aber auch die Jünger des Herrn ihre Straße gezogen sind (Matth. 10, 7). Aber sumpfige Ebenen, wie das Quellgebiet des Jordan oder die Jesreelebene, oder gar Wasserläufe setzen dem Wandern zu Fuß natürliche Grenzen. Wer es kann, sattelt daher, wie einst Bileam und der barmherzige Samariter, seinen Esel oder seine Eselin und macht sich mit dem Treiber auf den Weg, der das Tier durch Zuruf und Stockschlag vorwärtsbringt. So hatte Bileam zwei Knaben bei sich (4. Mose 22, 22), und auch die Sunamitin macht sich in Begleitung eines Knaben auf ihrer Eselin zu Elias

¹⁾ Interessant im Lichte des Voraufgegangenen ist die an sich wohl mögliche Übersetzung: „Und die Jünger fingen an einen Weg zu machen, indem sie Ähren ausraufen“.

auf (2. Kön. 4, 22). Und so reist man noch heute in Ägypten und Palästina. Der stets unverdrossene Eseltreiber ersetzt im Morgenlande geradezu die Stelle des Berliner Schusterjungen.

Handelt es sich um größere Touren, zumal durch die Steppe oder Wüste, so wählte man zu allen Zeiten das Kamel als Reit- und Lasttier. So reist Elieser, der dem Sohn seines Herrn eine Braut wirbt (1. Mose 24), so die Ismaeliter, an die Josef verkauft wird (1. Mose 37, 25), so auch Jakobs Frauen und Kinder auf der Flucht vor Laban (1. Mose 31, 17). Das Schiff der Wüste ist noch heute das Transportmittel, das neben dem modernen Schienenstrang und mit ihm wetteifernd in Karawanen den Güterverkehr besorgt, während der Esel das Verkehrsmittel des Fellachen ist.

Seltener benutzte man, schon wegen der Terrainschwierigkeiten, Pferd und Wagen, wie es Jakob bei seinem Hinabzug nach Ägypten tut (1. Mose 46, 5. 29), wie es auch von Naeman dem Syrer (2. Kön. 5, 21) und dem Kämmerer aus dem Mohrenlande (Apg. 8, 28) berichtet wird. Seit Salomos Zeiten werden sie in Israel heimisch (2. Chron. 1, 14), er richtet als Garnisonsorte für die zweirädrigen Kriegswagen und ihre Mannschaft „Wagenstädte“ ein (ebd.; 1. Kön. 9, 19). Und wenn es auch seinen guten Grund hat, daß Pharaos Wagen den alten Jakob erst in Bersaba, und nicht schon in Hebron, in Empfang nehmen — das Gebirge Juda ist in seinem südlichen Teil, der bis Bersaba reicht, für Wagen völlig unzugänglich —, so brauchen wir doch in der Annahme dieser Geländeschwierigkeiten nicht gar zu ängstlich zu sein. Das beweist die Tatsache, daß die Leiche des Königs Josias von Megiddo in der Jesreelsebene in einem Wagen auf das judäische Gebirge hinaufgeschafft wird (2. Kön. 23, 30). Auch wird dort und beim Propheten Joel von den Kriegswagen geredet, die auf der Höhe der Berge daher fahren und rasseln (2. Kön. 19, 23; Joel 2, 5). Heute liegt der Wagenverkehr fast ausschließlich in den Händen der Deutschen und der Juden, die ein einträgliches Fuhrgeschäft in den Städten und über Land betreiben.

23. Räuber und Mörder.

So beschwerlich die Wege waren, so unsicher war zu Zeiten auch das Reisen auf ihnen. Wiederholt hören wir, gerade aus der Gegend von Sichem, von Wegelagerern, die den Wanderer aus dem Hinterhalt überfallen und ausplündern (Richt. 9, 25; Jos. 6, 9). Auch Jephtha und David haben nach Richt. 11, 3; 1. Sam. 27, 2 eine Zeitlang an der Spitze eines Haufens erschöpfter Existenzen eine Art Freibeuterleben geführt. Und nach der Rückkehr aus dem babylonischen Exil scheint die Umgegend von Jerusalem als unsicher verrufen gewesen zu sein (Sach. 8, 10). Namentlich zu Jesu Zeit sollen nach dem Bericht der Zeitgenossen Räuberbanden das Land unsicher gemacht haben. So kommt es, daß der betende Pharisäer im Tempel unter den verworfenen Leuten auch „Räuber“ aufführt (Luk. 18, 11), und daß auf dem Wege von Jerusalem nach Jericho einer unter die Mörder fällt (Luk. 10, 30).

Das ist heute wesentlich anders geworden, und jedenfalls will zu einer richtigen Beurteilung der Sachlage bedacht sein, von wievielen Räubereien und Überfällen in Stadt und Land auch bei uns trotz unserer vielgepriesenen Kulturhöhe die Zeitungen erzählen. Natürlich fehlt es nicht an Seitenstücken zu jenem Überfall auf der Straße von Jerusalem nach Jericho. Gerade die Entstehungsgeschichte des Syrischen Waisenhauses weiß davon zu erzählen. Es war am 9. April 1859, als „Vater Schneller“ abends aus der Stadt Jerusalem nach seinem eine halbe Stunde von der nordwestlichen Stadtmauer entfernten Besitz zurückkehrte. Unterwegs wird er vom Esel gerissen, zu Boden geworfen und bis auf die Haut ausgeplündert. In demselben Frühling noch wird er von sieben bewaffneten Räubern in seinem Hause überfallen, gemißhandelt und seines Geldes und Gutes beraubt. Durch die Vermittelung des deutschen Konsuls wird von der türkischen Behörde wenigstens erreicht, daß die Räuber, deren einer erkannt war, zu einem mäßigen Schadenersatz verurteilt werden. Noch

kein halbes Jahr hernach suchten abermals Räuber das einsame Landhaus heim und werden in dem Kampfe, der sich nun abspielt, nur durch ein paar Schüsse vertrieben. Es waren wahrscheinlich die Bauern von Lista, einem benachbarten Dorfe, von deren Zerstörungswut noch heute die Hausruinen eines Amerikaners zeugen. Berüchtigt war vor 80 bis 100 Jahren auch die Stadt Abu Kōsch an der Fahrstraße von Jaffa nach Jerusalem (wahrscheinlich das alte Kirjath Jearim 1. Sam. 7, 11). Sie führte ihren Namen nach dem damaligen Dorfschēch, der mit seiner Sippe von über 80 Gliedern der Schrecken der Umgebung nicht nur, sondern auch der Regierung war. Heute ist die Verkehrsunsicherheit dort fast völlig geschwunden; wenn im März 1907 auf der Fahrstraße der österreichische Postwagen, der regelmäßig von Jerusalem nach Jaffa geht, überfallen wurde und der Postillon zur Abwehr der Räuber zum Revolver greifen mußte, so ist das eine Ausnahme, die die allgemeine Regel nur bestätigt.

Ähnliche Fälle kommen natürlich auch sonst hier wie überall vor. Es war im Jahre 1903, als zwei junge deutsche Gelehrte in einem Dorfe Galiläas bei den Fellachen übernachteten. Schußwaffen und Lederzeug reizten die Habgier der Dörfler, aber das Gastrecht hielt sie in Schranken. Anders freilich, als am nächsten Tage die Deutschen weiterzogen. Da hinderte kein Gastrecht sie mehr, den gewesenen Gastfreunden aufzulauern und sie bis auf die Kleider auszuplündern. Aber der eine trug den Filmstreifen in der Tasche, auf dem er tags zuvor in der Herberge die Bande photographiert hatte, und dieser Streifen wurde zum Verräter. Mit seiner Hülfe gelang es der Polizei in Safed ohne Schwierigkeit, die Missetäter zu ermitteln. Im Februar 1905 erlebten wir's, wie in dem Torstand des Jaffators zu Jerusalem, einem Hauptverkehrsplatz der Stadt, am hellen Mittag ein Moslem von einem Griechen erschossen wurde, und der Mörder ging unbehelligt aus. Aber das war ein Fall von Blutrache, und in solchen Fällen greift die Polizei nicht ein, wenn nicht etwa gegen die Sitte ein Antrag gestellt wird.

Berüchtigt ist noch heute die Strecke von Jerusalem nach Jericho. Wie weit die Unsicherheit gerade dieser Strecke auf jenes biblische Gleichnis und auf den sich hier ergießenden Touristen-schwarm zurückzuführen ist, kann hier nicht untersucht werden; jedenfalls wird dieses zweifelhafte Gerücht auch heute noch von manchen Seiten gepflegt. Vielleicht geht es dabei nach dem Grundsatz: Eine Hand wäscht die andere. Es läßt sich aber auch die Auffassung der Beduinen, den Fremden zu belästigen, verständlich machen. Sie betrachten ihr Gebiet eben wie ihr Privateigentum. Und wie wir nicht wünschen, daß der Nachbar ohne Erlaubnis unsern Hof oder Garten als Passage benutzt, so beanspruchen sie auch, für ihr Gebiet um Erlaubnis angegangen zu werden, und stellen gegen ein Geschenk einen Geleitsmann, oder aber sie halten sich zu Diebereien berechtigt. Für das Gebiet von Jerusalem bis Jericho und ans Tote Meer will der Schēch des Dorfes Abu Dīs bei Bethanien das Recht auf Schutzgeleit von der Regierung gepachtet haben, und sein Patronat verschmähen, soll nach einer Lesart, die in Jerusalem umläuft, soviel heißen, als sich der sicheren Plünderung aussetzen. Aber es geht auch ohne ihn. Als wir am 30. März 1905 von Jericho nach dem Toten Meer aufbrachen, bot sich uns einer seiner Beduinen zum Schutz und Geleit an. Aber wir vertrauten auf unsere Sechszahl und die sichtbar geführte Doppelflinte und ließen den Mann laufen. Und wir sind nicht unter die Mörder gefallen. Wir haben uns auch in der Folgezeit, als wir drei bis vier Wochen Ost und West, Nord und Süd des Landes durchstreiften, stets der größten Sicherheit erfreut. Für einen einzelnen wird es ja in abgelegenen Gegenden, oder wenn er ganz sicher gehen will, angebracht sein, von dem Schēch des Beduinenstammes, der für das betreffende Gebiet das Schutzrecht in Anspruch nimmt, Geleit zu erkaufen; geht die Reise dann durch fremde Stammgebiete, so findet sich gewöhnlich der erste Schēch mit denen der andern Stämme ab und behält die Führung. So konnte 1898, als das deutsche Kaiserpaar einen Ab-

stecher nach Jericho und ins Ostjordanland plante, die Sicherheit desselben auf keine Weise besser gewährleistet werden, als daß der Schēch von Abu Dīs samt seinen Leuten mit dem Geleit betraut wurde. In Jerusalem selbst hatte der türkische Gouverneur, der mit seinem Kopf für die Sicherheit der Majestäten haftete, kurz und praktisch in der Art vorgesorgt, daß sämtliche verdächtigen Personen für die Kaisertage hinter Schloß und Riegel gebracht wurden. Am sichersten reist man in der Wüste zur Frühlingszeit, da dann die Beduinen zerstreut bei ihren Herden auf den Weiden sind und mit der Aufzucht des Jungviehs alle Hände voll zu tun haben.

Aber wie schamlos die Forderungen der Beduinen bei Ausübung des Geleitsrechts sind, das haben unsere Freunde auf der Studienreise des Jahres 1906 erfahren. Es handelte sich um den Beduinenschutz für die Wanderung um das Tote Meer. Selīm abu dahūk, der berühmte Schēch des Stammes der Dschahalīn, verhandelte $\frac{5}{4}$ Stunden lang mit dem Leiter der Expedition. Er forderte drei Napoleons pro Person, wofür er mit seinen Leuten fünf Tage Schutz und Geleit übernehmen wollte; das machte für die Reisegesellschaft einen annähernden Tribut von 600 Franken. Professor Dalman, der Direktor unseres Archäologischen Instituts in Jerusalem, bot für den Schēch 30 Franken und für jeden begleitenden Beduinen 5 Franken pro Tag. Aber das Angebot führte zum Abbruch der Unterhandlungen, und die Sache sah recht bedrohlich aus, zumal nicht lange zuvor eine Expedition der Dominikaner von Jerusalem dort ausgeraubt worden war.

Auch in dem abgelegenen Ostjordanlande kann man Abenteuer erleben. Doch geht es in der Regel nur um den Besitz, nicht um das Leben, wenn man nicht etwa durch unvorsichtigen Gebrauch der Schußwaffe der Blutrache verfällt. Wir zelteten am Ostufer des Sees Genezareth, in einiger Entfernung lagen Beduinen. Am Abend war das schwarze Packpferd verschwunden;

ist es gestohlen oder ist es entlaufen? Wir rechnen mit der Möglichkeit eines nächtlichen Besuches seitens der Pferdeliebhaber; die Pferde werden hart am See zusammengetrieben, und unser Leiter bittet, für etwaige Schreckschüsse die Waffen zu laden. Aber die Nacht wird nur durch das Geschwätz der Mukaris an ihrem Feuer und das Plätschern der Wellen gestört, und am nächsten Morgen meldet ein Beduine, daß der Hengst seiner Stute nachgelaufen ist. Vorsichtshalber kommt er zunächst allein, um sich einen möglichst hohen „Finderlohn“ zu sichern, erst dann bringt er das Pferd zurück. Zwei Jahre später wurden auf derselben Reise wirklich zwei Maultiere von Räubern hinweggetrieben, aber ein paar Schreckschüsse halfen die Tiere alsbald wieder einfangen.

Zweimal haben wir im Ostjordanlande einen türkischen Soldaten zur Bewachung des Lagers gehabt, und später noch einmal in Nazareth. Aber der ist uns von der Ortsbehörde mehr aufgedrungen als erbeten worden, da ihr das eine willkommene Gelegenheit war, den Beutel zu füllen. Was uns aber veranlaßte, auf diese rührende Sorge um unsere Sicherheit einzugehen, das war die Erwägung, daß jetzt nichts wegkommen werde, da das Dorf sich mit der Wache solidarisch fühlte und die Sicherheit seiner Schutzbefohlenen als Ehrensache ansah, und daß andernfalls das Dorf dafür verantwortlich gemacht werden konnte. Lehnten wir dagegen ab, so möchten sich Behörde oder Dorfleute versucht fühlen, sich im Dunkel der Nacht an unserm Besitz schadlos zu halten. In Nazareth war der Schützer übrigens ein Soldat mit nackten Beinen in zerrissenem Schuhzeug, der glücklicherweise ein Gewehr bei sich hatte; sonst hätten wir ihn bei seiner Ankunft am Ende selber für einen Tagedieb gehalten.

Das alles beweist, daß die Sicherheitsverhältnisse in Palästina heute mehr eine Quelle des Mammons als ein Gegenstand zur Besorgnis sind, und eben um deswillen hat die Bevölkerung dort ein nicht ganz selbstloses Interesse, den Ruf der Unsicherheit zu wahren. Ist es doch sogar vorgekommen, daß zwischen dem

Dragoman (Führer) des Reisenden und den schutzherrlichen Beduinen Scheinangriffe verabredet worden sind zwecks Erpressung eines hohen Bakhsch von dem Bedrohten!

24. Gastfreundschaft.

Der sympathischste Zug im Leben des Orients ist einst wie heute die Heilighaltung des Gastrechts. Und zwar findet sich diese Gastfreundschaft als einmalig oder auch als ständig geübte.

Abraham sitzt in der Mittagshize vor seinem Zelt. Da sieht er sich gegenüber drei Männer, die wohl auf eine Einladung warten. Alsobald nötigt er sie unter den ehrendsten Ausdrücken zum Verweilen in des Baumes Schatten, läßt durch sein Weib Brot backen, holt selber ein zartes Tier von der Herde und trägt beides samt Dickmilch und Süßmilch auf; und beim Aufbruch gibt er seinen Gästen das Geleit (1. Mose 18, vgl. auch 19, 1—3).

— Ein andermal bricht ein Levit mit seinem Rebzweibe in später Nachmittagsstunde von deren Heimatstadt Bethlehem zu Esel auf und kommt bei Sonnenuntergang nach Gibeon. Sie haben keine Herberge und halten auf dem Markte. Da kehrt ein alter Mann vom Felde heim und nötigt sie zur Einkehr bei sich; er gibt den Eseln Futter und den Menschen Speise und Trank, und Wasser für die Füße (Richt. 19). — Als der Heiland sich zur letzten Passahfeier rüstet, da ladet er sich durch seine Jünger bei einem Hausbesitzer Jerusalems zu Gast (Luk. 22, 10 f.) — Und für Elisa wird in Sunem gar von einer reichen Frau, bei der er jedesmal auf seiner Wanderung zum Imbiß einkehrt, ein Obergemach aufgemauert und mit Bett, Tisch und Leuchter zu ständiger Rast eingerichtet (2. Kön. 4).

Wer sich in den Schutz des andern begibt, der darf dieses Schutzes auch in vollstem Maße gewärtig sein. Jener alte

Ephraimit zu Gibeon will den Wüstlingen der Stadt zum Schutze seines Gastes die eigene Tochter preisgeben (Richt. 19, 24). Und auch Lot ist, um die beiden Engel, die unter seinem Dach nächtigen, zu schützen, zu dem gleichen Opfer bereit (1. Mose 19, 4—8). Das Gastrecht wird eben heilig gehalten, und seine Verletzung gilt als ein schändlicher Frevel. Nur der Fanatismus durchbricht diese geheiligte Schranke; in religiösem Gewande z. B., als die Samariter zur höchsten Entrüstung der Jünger dem Herrn Jesus die Herberge weigern (Luk. 9, 52—54), aus politischen Beweggründen, als Jael den fliehenden Feldhauptmann Siffera, den Feind ihres Volkes, in ihr Zelt einladet und ihm im Schlafe einen Zeltpflock in die Schläfe bohrt (Richt. 4, 17—21).

Diese Gastlichkeit gilt noch heute als unverletzliche Pflicht im Morgenlande, unter den Beduinen zumal und auch unter den Fellachen. Jaels Tat würde jeder Beduine verurteilen; niemals würde er einem Fremdling, der ihn um Aufnahme bittet, dieselbe versagen, und wäre es sein erbittertster Feind. Es ist vorgekommen, daß die Söhne eines Ermordeten den Mörder ihres Vaters auf der Flucht als Gast bei sich beherbergten; das Gastrecht gegen den Fremden stand ihnen noch höher als die Blutrache, die sie dem Vater schuldeten. Sobald das Mahl ein Band zwischen Wirt und Gast geschlungen hat, so bald achtet der Wirt den Gast als seinen Volks- und Standesgenossen, und dies Schutzverhältnis eines einzelnen bindet den ganzen Stamm. Es währt gewöhnlich 3—4 Tage, kann auf Erfordern aber auch zu einem bleibenden gestaltet werden. Sobald dagegen der schützende Bereich des Zeltes oder auch des Stammgebietes überschritten ist, sobald erlischt das Gastrecht, und auch die Beraubung des ehemaligen Zelt- und Mahlgenossen wird dann von dem Sohn der Wüste kaum als ein Unrecht empfunden, wie der im vorigen Kapitel aus einem galiläischen Fellachendorf berichtete Fall beweist. Der Raub ist eben ein Handwerk gleich dem Krieg, auf das sich der Nomade von der Natur angewiesen sieht.

Gilt bei den Beduinen die Einkehr eines Gastes immer noch als ein Fest und gibt man der Festesfreude wohl noch heute wie zu Abrahams Zeiten durch das Schlachten eines Schafes oder einer Ziege Ausdruck, so hat sich bei den Fellachen schon mehr die gewerbsmäßige Auffassung und Handhabung dieser edlen Tugend durchgesetzt. An den Touristenstraßen wenigstens verbindet sich in geradezu schamloser Weise mit dem Gastrecht die Gewinnsucht, und jenes wird den reisenden Europäern gegenüber nur in der Erwartung eines entsprechenden Geldgeschenktes geübt. Wir konnten das auf einer Reise durch das Ost- und Westland, wo wir der vielen Regentage halber häufig aus dem Zelt unter ein festeres Dach flüchten mußten, stufenmäßig nachprüfen. In dem Turkmendendorf er-Rummān zwischen es-Salt und Dscherasch ladet der Schēch die eine Hälfte unserer Expedition in sein Haus, und wir übernachteten dort zu Bieren mit unserm Diener; das Gastgeschenk von 1 Medschidi (= 5 Frank) wird bei unserm Aufbruch am nächsten Morgen dankend entgegengenommen. In Bāniās, dem alten Cäsarea Philippi (Matth. 16, 13), wo wir ein paar Tage später im Chan Zuflucht suchen mußten, forderte der Wirt für die Benutzung der ungezieferstarrenden nackten vier Wände — Betten hatten wir selber — bereits eine halbe Medschidi pro Kopf (= 2 Mark!); er mußte sich freilich mit 1 Beschlik (= 50 Pf.) und einem Extrabakschisch für die Reinigung der Fußmatten zufrieden geben. Bāniās liegt eben an der großen Heerstraße, die von Jerusalem nach Damaskus führt. Noch besser kam es die nächste Nacht bei dem weißbärtigen Schēch von Hünin im obergaliläischen Berglande. Mit Mühe hatten wir für die Nacht eine wollene Decke bekommen, in die wir uns einwickelten; aber der ehrwürdige Hausherr war um sein Eigentum so sehr besorgt, daß er einigen der Schläfer schon beim Grauen des nächsten Tages die Decke vom Leibe zog. Dazu hatte er für unser Abendbrot Milch und Eier geliefert; und dafür machte dieser Gauner im weißen Haar am Morgen eine Rechnung

von 5 Franken pro Person auf, und war höchst ungnädig, als er nach langem Handeln für das Nachtquartier $\frac{1}{4}$ Medschidi pro Kopf (= 1 M.) bekam. Mit den gelieferten Vorräten belief sich die Zahlung für uns acht Reisegefährten insgesamt auf eine Lira (= 20 M.)!

Da kann wohl von Pariser Hotelpreisen, aber doch nicht mehr von orientalischer Gastfreundschaft die Rede sein. Hier wäre die Einrichtung von Verpflegungsstationen am Platze, deren Normaltare beim Schēch aushängen könnte; sonst steht angesichts des internationalen Verkehrs der Europäer und Amerikaner allmählich eine Preissteigerung zu befürchten, die ins Maßlose geht.

25. Herbergen.

Herbergen begegnen uns in der Bibel als eine Folgeerscheinung der Unwirtlichkeit einer Gegend. Herbergen finden wir also auf dem Gebirge, wo eine solche den unter die Mörder Gefallenen aufnimmt (Luk. 10, 34), aber auch in der Wüste und an ihrem Rande. Josephs Brüder kehren bei der Rückkehr von Ägypten in einer solchen Herberge ein (2. Mose 42, 27), und: „Ach daß ich doch in der Wüste eine Herberge hätte, so wollte ich mein Volk verlassen“, klagt Gott durch den Propheten (Jerem. 9, 1). Es waren meist Chane oder Karawansereien, die weniger der Bewirtung als der Unterkunft dienten; Proviant führte man selber bei sich. Allerdings war eine große Zisterne im Hof eine Hauptbedingung für Menschen und Vieh, aber im übrigen bestand eine solche Herberge wohl wesentlich aus einem umfriedeten Hof, der der Karawane Unterkunft gewährte; vielleicht daß noch ein Schutzdach die Menschen gegen den Einfluß der Witterung sicherte. Als Bett dienen Matten, die Abāje (der vielseitige Mantel) und ein paar Kissen, allenfalls auch ein Stein, auf dem es sich übrigens keineswegs so hart ruht, da der dicke, dichte Turban mit seinen

drei Umwickelungen das praktische Kopfkissen zu der gleich praktischen Bettdecke, der Abaje des Fellachen, liefert. Wahrscheinlich haben wir uns schon des Erzwaters Jakob Ruhen auf dem Stein dadurch gemildert zu denken (1. Mose 28, 11). Aber auch die Weisung des Heilandes an den geheilten Gichtbrüchigen: „Stehe auf, nimm dein Bett und gehe heim“ (Matth. 9, 6) verstehen wir erst recht, wenn wir bei dem „Bett“ an die Matten und Kissen des Morgenlandes denken. Eine solche Unterkunft erwähnt gerade bei Bethlehem sowohl das Alte wie das Neue Testament (vgl. Jerem. 41, 17 und Luf. 2, 7); das letztere im Zusammenhang mit der Geburtsstätte dessen, der auch in den Mannesjahren nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegte.

Solcher Chane gab es im Mittelalter eine große Zahl, wie die mannigfachen Ruinen alter Chane (z. B. des Chan el-Tuddschär beim Tabor vom Jahre 1487) beweisen. Sie sind auch heute noch unentbehrlich und finden sich jetzt auch in den größeren Städten an der Marktstraße. Freilich wird der Europäer nur in der Not seine Zuflucht zu ihnen nehmen. Denn es sind öde, dunkle Löcher, und sie wimmeln von Ungeziefer. Als wir in dem oben erwähnten Chan von Bāniās einkehrten, war das erste, was wir taten, daß wir die Brutherde des Ungeziefers, die Matten am Boden und die Matrazen in den Wandnischen, herauswarfen und den Boden naß aufwischen ließen. Natürlich schützt auch das nur unvollkommen gegen den nächtlichen Kleinkrieg, aber solch heimliche Qual bringt eben trotz aller wohlgemeinten Gastfreundfreundschaft jedes orientalische Quartier mit sich. Auch die Medāse ist davon nicht frei, die amtliche Dorfherberge oder das Gemeindehaus, das sich heute in jedem Dorfe findet und die Durchreisenden aufnimmt. Es ist ein kahler, leerer Raum mit flachen Nischen in den Wänden als Sitz- und Schlafgelegenheit; zuweilen ist er durch eine Rohrwand in ein Männer- und Frauenabteil zerlegt.

Der Kuriosität halber mag noch der Chan Hatrūr oder Chan des barmherzigen Samariters erwähnt sein. Er steht an der

Fahrstraße von Jerusalem nach Jericho in einer einsamen Gegend zwischen Mergelhügeln, deren rote Farbe an das auf diesem Wege vergossene Blut erinnern kann, und soll nach der Überlieferung die Stätte der biblischen Herberge (Luk. 10, 34) wiedergeben. Um aber die ganze Fragwürdigkeit dieser Lokalisierung zu ermessen, bedenke man, daß der Herr nur im Gleichnis von jener Herberge redet! Der Touristenstrom, der hier vorbeiflutet, hat den alten Chan seit 1884 zur Zeit der Saison in einen modernen Restaurationsbetrieb umgewandelt, der sich stolz „Zum barmherzigen Samariter“ nennt. Ein Palästinafahrer, der's an seinem Geldbeutel erfahren hat, meint allerdings, besser würde draußen an der Hauswand das Wort aus dem Gleichnis: „Und sie zogen ihn aus“ angebracht sein.

26. Das Zelt.

„Und Ada gebar den Jabal, der wurde der Stammvater der Zeltbewohner und Viehzüchter“ (1. Mose 4, 20), mit diesem alten Worte ist die Zusammengehörigkeit von Zelt- und Hirtenleben ausgesprochen. Das Zelt ist zu allen Zeiten die Wohnstätte der Nomaden gewesen; darum sind die Sitten und Gebräuche der heutigen Zeltbewohner, der Beduinen, wohl geeignet, die Zeiten, in denen Israel noch ein Nomadenvolk war, zu veranschaulichen und ein Licht zu werfen auf das Wanderleben Abrahams oder den Wüstenzug der Kinder Israel.

Es war in Kitti im Lande Gilead, wo wir, wie oftmals im Ostjordanlande, ein Beduinenlager trafen. Es ist Frühling, daher sind die Männer bei den Herden auf der Weide beschäftigt, kläffende Hunde halten für sie die Wacht vor den Zelten. Drinnen hocken, von spielenden Kindern umgeben, die Frauen. Manche rauchen aus langer Tschibukpfeife und tragen an den Fingern plumpe Ringe mit großen grünen und blauen Glassteinen, alle haben sie sich nach Stammesbrauch die nackten Füße, die oberen

Handflächen und die Mundpartie kunstvoll tätowiert und die Fingernägel mit Henna rot gefärbt. Auf ihre Einladung setzen wir uns zu ihnen in eins der Zelte und haben nun Gelegenheit, Anlage und Ausführung des Nomadenhauses zu betrachten.

Die Farbe des Zelts ist noch immer schwarz wie „Kedars Gezelt“ und „Salomos Zeltdecken“ (Hohel. 1, 5), während die Stammesgenossen in der ägyptischen Wüste weiße Zelte führen; regenfest und unverwüßlich ist das Zelttuch aus den dunklen Ziegenhaaren gewebt. Der Grundriß des Zelts ist nicht der Kreis, sondern das Rechteck; daher läuft auch das Dach nicht spitz zu, sondern ist länglich gewölbt, und zwar so, daß es von der Mitte nach beiden Seiten etwas abfällt. Darum vergleicht Jesaias (40, 22) das Himmelsgewölbe mit einem ausgespannten Zelt Dach. Dies Dach ruht auf drei Reihen von Pfählen; das tragende Element bilden aber nicht die Pfähle, die nur eingemauert sind oder auch wohl lose auf dem Boden stehen — manche wollen auch die „Säulen“ im Hause des Philistergottes, die Simson umreißt (Richt. 16, 26. 29), auf diese Weise erklären, und allerdings heißt die mittlere Stange heute die „Säule“ — sondern die Zeltseile, die in straffer Spannung in die Zeltpflocke auslaufen. Diese Pflocke sind nach den verschiedenen Richtungen in den Erdboden eingeschlagen, ein solcher Zeltpflock hat der Jael zu ihrer ungastlichen, grausigen Tat an dem flüchtigen Siffera gedient. Sie nimmt den Zeltpflock und treibt ihn mit dem Hammer durch die Schläfe des Schlafenden, daß er in den Erdboden eindringt (Richt. 4, 21).

Die Einrichtung des Zelts, in dem wir sitzen, ist mehr wie einfach, noch viel einfacher als die des Fellachenhauses. Links liegen die Matten und Decken aufgestapelt, rechts sind ein paar Steine, zwischen denen Glut liegt, zum „Herd“ zusammengeschoben; von Küchengeräten ist nur ein einziges, ein Kochtopf, zu entdecken. Daß es hier schwer fällt, einen Gegenstand vor fremden Augen zu verbergen, liegt auf der Hand. Daher hilft Achan sich, als er der Versuchung erlegen, indem er die gestohlenen Schätze ver-

gräbt. „Sie liegen im Boden vergraben in meinem Zelt, und das Geld liegt darunter“ (Jof. 7, 21). Zu diesem Versteck konnte er freilich nur in der sandigen Tiefebene um Jericho greifen. Welch eigentümliches Mittel dagegen Frauenlist am steinigen Gebirge Gilead erwählt, erzählt 1. Mose 31. Laban sucht die von Rahel zu Unrecht mitgenommenen Hausgötter. Als er in das Zelt seiner Tochter kommt, verbirgt sie die Statuetten, die nach dem Ergebnis neuerlicher Ausgrabungen nicht mehr als eine Hand groß sind, unter ihrem Kamelsattel und setzt sich darauf. Dann bittet sie um Entschuldigung, daß sie nicht aufstehen könne — dies „Aufstehen“ vor dem Manne kennzeichnet noch heute wie damals die niedrige Stellung des Weibes im Orient —, da es ihr nach der Frauen Weise gehe. Ihr Versteck war um so unauffälliger gewählt, als der riesige Kamelsattel dem Orientalen häufiger als Rückenlehne oder Polstersitz dient.

27. Die Wüste.

Noch besser als das Zeltleben charakterisiert den Wanderzug der Kinder Israel nach Kanaan das Wüstenleben. Wer auf der Höhe des Ölbergs gestanden hat, tut einen Blick in die Wüste. Vor ihm breitet sich nicht nur zauberisch die Stadt Jerusalem mit ihren Kuppeln und Zinnen und dem träumenden Tempelplatze, vor ihm enthüllt sich nicht nur die eigenartige Festungslage dieser Stadt, die, selber eine Bergstadt, im Kranze der überragenden Berge gebettet liegt und bis auf die Nordwestecke durch tiefe natürliche Talfurchen von ihnen getrennt ist — diese Lage wird dem frommen Sänger zum Sinnbild für den Gnadenschutz seines Gottes: „Um Jerusalem her sind Berge, und Jahwe ist um sein Volk her von nun an bis in Ewigkeit“ (Ps. 125, 2). Nein, vor ihm steigt auch in erhabenem Ernst, feierlich, fast streng und starr, das kahle Bergland der Wüste Juda auf, nur hier und da belebt von

dem Rauch eines Beduinenfeuers oder von den Würfeln eines elenden Araberdörfleins. Hier wie dort ein welliges Meer. Erinnert das Panorama des kuppelreichen Alt-Jerusalems an ein unruhiges graues Steinmeer — nicht minder mutet der Blick in die Wüste an wie ein Blick in die wogende, plötzlich erstarrte See.

Wir weilten mitten in dieser wüsten Einsamkeit und strebten in ihr dem „Berge der Aussicht“, dem Dschebel el-Muntār, zu. Er ragt wie ein hoher Berg über die Brandung dahin und erschließt eine großartige Rundsicht in der Wüste. Zu unserer Rechten ist eine langgestreckte Talmulde liegen geblieben, in deren grüner Sohle härene Beduinenzelte vor dem Winde Schutz suchen; am Hügelrücken weiden langohrige Ziegen mit dem schwarzglänzenden Haar. Kurz vor der steilen Höhe wird das Gelände unwegsam. Die Pferde bleiben zurück, und man klettert mit Händen und Füßen über die kantigen Feuersteine zum Gipfel hinauf. Aber die Fernsicht droben lohnt alle Mühe. Und die Sonne schenkt uns dazu eine wunderbare Beleuchtung, sie kämpft gerade mit dem blauschwarzen Gewitterhimmel und gießt Licht und Farbe in unvergleichlichen Reizen über die Landschaft. Nach Osten gleitet das Auge über das Frühlingsweideland der Beduinen, die Hochebene el-Bufēa, zum Toten Meere hinab, es glänzt heute grünblau. Ein grünes Band leuchtet auch aus den blendend weißen Hügeln der Mergel Ebene hervor, es kündigt den Lauf des Jordans. Diesseits am Rande der Ebene birgt ein weißer Punkt das Mosegrab der Mohammedaner, ein Hauptwallfahrtsheiligtum; links davon ragt eine einzelne Palme über der alten Palmenstadt Jerichos. Und im Westen breitet sich, noch 200 Meter höher als unser Standort, die Stadt Jerusalem aus. Wundervolle tiefblaue Regenwolken hüllen sie in ein eigenartliches Licht, die durchsichtige Wüstenluft läßt uns einzelne Gebäude greifbar erkennen. Gespenstisch weiß tritt der Ölbergturm der Russen aus dem Dunkel hervor; es ist ein Bild von unsagbarer Schönheit, und man greift es hier in der verrufenen Wüste mit Händen. Welche Reichtümer und

Reize und Seltenheiten birgt doch dies vielgenannte, vielbereifte und doch so wenig gekannte Land, sobald man sich die Mühe nicht verdrießen läßt und unter dem Aschenbrödelkleide nach dem Königskinde sucht!

Die Heilige Schrift spricht von der „Pracht des Karmels“ (Jes. 35, 2). Sie könnte auch von der Pracht der Wüste und dem Farbenspiel der Wüsten Sonne sprechen. Mit dem gleichen Recht malt sie allerdings im Gegensatz zum Kulturland die Wüste auch als „ein steppen- und schluchtenreiches Land, ein Land der Dürre und der dichten Finsternis, ein Land, das niemand durchzieht und in dem kein Mensch wohnt“ (Jerem. 2, 6). „Die Wüste“ meint die Heilige Schrift eben in einem viel umfassenderen Sinn, als wir ihn mit dem Wort verbinden; von einer Sandwüste kann in dem Kalksteingebirge Judäas überhaupt nicht die Rede sein, obwohl das wellige Gelände aus der Ferne nicht selten einer Dünenlandschaft gleicht. Der hebräische Ausdruck für das, was Luther „Wüste“ übersetzt, bezeichnet eigentlich alles Gebiet, das nicht zum Kulturland gehört und auf das man das Vieh zur Weide treibt; es ist soviel wie „Tristland“ oder „Steppe“. Und in der Tat geben im Frühjahr unter dem Einfluß der Winterregen weite Strecken des kulturlosen Landes treffliche Weideplätze ab, wenn auch im Hochsommer selbst die durch Wasseransammlung begünstigten Täler („Wadis“) den „Söhnen der Wüste“ keine bleibende Existenz für sich und ihre Viehherden mehr bieten.

Wie verschiedene Striche in der Heiligen Schrift unter diesem Namen befaßt werden, das erhellt aus der vielseitigen Verwendung der Bezeichnung „Wüste Juda“, jener Landschaft, die den Ostabfall des jüdischen Berglandes zwischen Jerusalem und Hebron bis zum Toten Meer bildet. Sie umfaßt erstens Weidesteppen, auf denen ein Liebhaber des Landbaues wie König Asa sogar Türme zur Sicherung und Zisternen zur Versorgung der Herden anlegen ließ (2. Chron. 26, 10). Derart wird der Teil der

„Wüste“ Sinai gewesen sein, in dem Mose die Schafe seines Schwiegervaters hütete und die Erscheinung des brennenden „Dornstrauches“ hatte. Es gehört eben mit zu dem Charakter der Steppe, daß sie, namentlich in den Talsohlen, wenn auch keinerlei Baumwuchs, doch „Dornen und Disteln“ trägt, wie Luther übersetzt, d. h. niedrige stachelige Kräuter und Büsche, die nicht auf Wasser angewiesen sind und Ziegen und Schafen willkommenes Futter bieten. Sobald der Regen fällt, schimmern die Hänge der Wüste von einer farbenreichen Frühlingsflora, aber auch nach dem sengenden und versengenden Schirokko bedecken staubfarbene Büschel und Stauden noch in Menge den weißen Kalkboden, daß er oft wie gesprenkelt aussieht. Daneben sind in der Wüste Juda freilich andere Bezirke, die zur Weidetrift nicht taugen: nackte, kahle Höhen, Hänge und Berge, wo Ziegen und Schafe auch nicht ein Halmchen finden. Luther setzt dafür, um die Leblosigkeit und Unfruchtbarkeit dieser Flächen zu kennzeichnen, treffend den Ausdruck „Einöde“ (1. Sam. 23, 24; 26, 1; Jerem. 12, 12). Weiter ist die Höhlenbildung, die tief in die Berge hineinführt, für die Wüste Juda charakteristisch: Man kann geradezu von hohlen Bergen sprechen, und wir kennen sie als Schlupfwinkel aus dem Flüchtlingsleben Davids (vgl. 1. Sam. 24 die Höhle in der Wüste Engedi). Hier und da liegen nach Jos. 15, 1 in der Wüste, wohl an wasserreichen Plätzen und wichtigen Verkehrspunkten, auch Städte, unter ihnen z. B. Engedi. Und endlich können wir zur „Wüste Juda“ in dem weiteren, geographischen Sinne auch die „Steppen von Jericho“ (Jos. 5, 10) hinzunehmen, jene mit Salz und Gips überzogene Mergelwüste in der Nachbarschaft der Dase von Jericho.

Bei dieser weiten Fassung des Begriffs und bei dem unterschiedenen Kulturwert, der danach den einzelnen Bezirken der Wüste zukommt, wird uns verständlicher, welche Rolle die Wüste im Leben des Volkes Israel und im Leben einzelner bedeutsamer Persönlichkeiten gespielt hat. Die natürlichen Bedingungen des

wirtschaftlichen Lebens liegen hier so klar zutage, daß für die Bewohner nur die Viehzucht in Frage kommen kann. Und zwar in der nomadisierenden Form. Denn ein Seßhaftwerden verbietet sich bei der Dürftigkeit der Futterplätze und Wasserstellen in dem langen glutheißen, wolkenlosen Sommer von selbst. So bot sich hier den Kindern Israhel bei ihrem Einzug in das Gelobte Land die gleiche Form der Lebensweise wie auf dem Wüstenzuge, und darum werden ihnen die Weidetriften dieses Gebietes nicht verächtlich erschienen sein.

Von Johannes dem Täufer wird uns bei Luk. berichtet (1, 80): „Der Knabe wuchs und ward stark am Geist und war in der Wüste bis auf den Tag seiner Darstellung vor Israhel“; dieses Weilen in der Wüste schließt nach dem Voraufgegangenen die Hut des Elternhauses nicht aus. Dann „kam Gottes Wort an Johannes in der Wüste, und er kam und verkündete in der ganzen Umgegend des Jordans die Taufe der Buße, wie geschrieben steht: Hört, wie es ruft in der Wüste“ (Luk. 3, 2—4). Matthäus nennt diesen Schauplatz seiner Wirksamkeit „die Wüste von Judäa“ (3, 1). Ist dieser Ausdruck gleichbedeutend mit dem engeren biblischen Begriff der „Wüste Juda“, so hätten wir uns als Übergang zu der Predigt am Jordan einen Aufenthalt in dem Berglande östlich von der Linie Jerusalein—Hebron zu denken; genauer wohl, da er nach Markus in der Wüste auch tauft (1, 4 f.), die Wüste aber im allgemeinen wasserloses Steppenhochland ist, ein Predigen und Tausen in der gewaltigen Quellschlucht des Wadi el-Kelt, der einzigen perennierenden Wasserader des Gebirges. Hier ist nach der Überlieferung, die, wenn auch nicht mit zureichenden Gründen, das Tal dem Bache Krith gleichsetzt, schon Elias, sein geistesmächtiger Vorgänger, göttlich gespeist und getränkt worden. Aber wahrscheinlicher will Matthäus (vgl. oben Luk. 3, 2—4) mit der Bezeichnung „Wüste von Judäa“ eine Zusammenfassung des gesamten Wirkungskreises geben, wie er gleich darauf auch die Predigtwirksamkeit des Täufers in die

Worte zusammenfaßt: „Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen.“ Daran schließt sich dann ohne Schwierigkeit die Angabe, daß er im Jordan taufte. Denn das ganze Gebiet der Ostabdachung von der Höhe des Berglandes bis hin zur Jordansenke trägt so einheitlichen Charakter, daß man es geographisch unter dem Namen „Wüste Juda“ zusammenfaßt. Hier trug der Täufer das Gewand von Kamelhaaren, aus denen der Morgenländer noch heute grobes Zeug zu Zeltdecken und Kleidungsstücken anfertigt; hier nährte er sich von Heuschrecken und wildem Honig, wie ihn das Bergland von Juda mit seinen Schlupfwinkeln und seiner Steppenvegetation darbietet. Auch die Wanderheuschrecke dient in bestimmten Arten noch heute den „Söhnen der Wüste“ gesotten oder gedörrt zur Nahrung.

Aus dem Charakter der „Wüste“, die Einsamkeit und Erhabenheit miteinander vereinigt, wird begreiflich, warum Gott alle seine Werkzeuge von Mose und Elia an bis hin zu seinem eingebornen Sohn zeitweilig in die Wüste geführt hat. Die Wüste ist das Schweigen selber, sie ist die große Einsamkeit. Sie ist noch schweigsamer als der Wald. Denn durch den Wald geht des Nachts ein Rauschen und Raunen, und bei Tage singen die Vöglein darin. Die Wüste ist noch unendlicher als das Meer. Denn das Meer regt und bewegt sich. In der Wüste schwindet alle Arbeit, alle Unruhe, alle Zerstreung ins Wesenlose, ungestört kann der große Gott zu dem kleinen Menschen reden, ungestört kann das gesammelte Menschenherz Gott erleben. Darum ward die Wüste den Männern Gottes Schule und Hochschule für ihren Beruf. Aus ihr gingen die Propheten hervor bis auf Johannes den Täufer, und wie ein Abbild der Wüste gemahnt ihr klarer und weiter Blick, ihr Durchschauen der politischen Verhältnisse, ihre große, herbe Frömmigkeit, ihr unerbittlicher Protest wider Genußleben und allen Schein. Als Gottes Geist über sie kam und sie in den Dienst seiner Offenbarung nahm, da fand er an ihnen wohlgestimmte Instrumente.

Auch der Herr Jesus hat sich so manchemal aus dem Streit des Tages zum Gespräch mit seinem Vater an einen wüsten Ort zurückgezogen. Er hat einst vierzig Tage lang in der Wüste gewelt und mit dem gekämpft, der durch Lug und Trug die sonnige Welt sich zu eigen gemacht. In der „Wüste“ wird er versucht, in der „Wüste“ untergibt er sich der Taufe, und durch beides bezeugt und bestätigt er sich als den, der des Vaters Wege gehen will und ein Leben in Leiden und Niedrigkeit erwählt, um die verlorene Welt zu retten. So ist das Reich Gottes gewissermaßen ein Kind der Wüste. Die Welt will es durchdringen mit seinen Ewigkeitskräften, aber es wird nicht geboren aus dem Raten und Taten der Menschen und kann nicht in einem durch die Sünde verderbten Paradiese zur Welt kommen. Von Gott ist es ins Dasein gesetzt, und die Wüste, die feierliche, schweigende, von oben her beseelte und nach oben hin weisende Wüste hat es empfangen und an die Welt weitergegeben. Und darum ist's unverwüftlich.

28. Wasser.

Die Wasserfrage ist für Palästina, wenn wir es als Wirtschaftsland betrachten, die brennendste Frage. Das war im Altertum so, und das ist noch heute so und weist darauf hin, daß in den klimatischen Verhältnissen des Landes kaum ein großer Wechsel eingetreten sein kann. Von Regen und Sonnenschein hängt der Ertrag des Landes ab; er steht also in keines Menschen Hand, sondern wird allein von Gottes Güte, die über Regen und Sonnenschein gebietet, entgegengenommen. Das ist die Anschauung, die uns im Gesetz und bei den Propheten des Alten Testaments oft begegnet (vgl. besonders 5. Mose 11, 8—17). Das Wasser ist also eine Gabe Gottes; das ist im Morgenlande nicht nur eine Redensart, sondern bewußte Überzeugung eines jeden Bewohners, des Christen wie des Juden und des Moslems. Und

zwar heute wie in alter Zeit. Von dem Wert und Segen des Wassers dort im Lande bekommen wir einen Begriff, wenn der Psalmist im Aufblick zu Gott ruft: „Bei dir ist die Quelle des Lebens, in deinem Lichte schauen wir Licht!“ (Ps. 36, 10; vgl. auch Jerem. 17, 13). Oder wenn Gott durch den Propheten klagt: „Zwiefach Böses hat mein Volk getan; mich haben sie verlassen, den Quell lebendigen Wassers, um sich Brunnen auszuhauen, rissige Brunnen, welche das Wasser nicht halten“ (Jerem. 2, 13). Wie das Wasser das höchste Gut und eine Quelle des Lebens ist für Menschen und Tiere — die eine Hälfte des Jahres hat ja so gut wie keine Niederschläge, von Juli bis September fällt kein Regen, im Mai, Juni und Oktober ganz spärlich —, so ist Gott im Himmel das höchste Gut und eine Quelle des Lebens für die Seele. „Lebendiges Wasser“, das ist im Alten wie im Neuen Testament ein Bild des vollkommenen Heils, dort vom Propheten geweissagt: „Ihr werdet mit Frohlocken Wasser schöpfen aus Brunnen des Heils“ (Jes. 12, 3), hier in Jesu Christo erschienen (Joh. 4, 10 ff.). Wir können aus unsern Verhältnissen heraus dies Bild gar nicht recht würdigen; um es nachzuempfinden, müssen wir in ein Land gehen, in dem für die eine Hälfte des Jahres — den „Sommer“ (1. Mose 8, 22) — so gut wie nicht auf Wasser zu rechnen ist, in dem aber auch der Früh- und Spätregen des „Winters“ (ebd.), und damit der Ertrag des ganzen Jahres, in Gottes Hand steht (vgl. 5. Mose 11, 14. 17). Dort ist der „Becher frischen Wassers“, dessen Darbietung der Heiland nicht ohne Lohn läßt (Matth. 10, 42), noch heute wie einst eine hochwillkommene Gabe. Und der Herr Jesus geht als ein Kind des Landes und als einer, der zu Kindern des Landes redet, in diese Anschauungen ein, wie dort im Gespräch mit der Samariterin (Joh. 4), so auch dann, wenn er die Segenswirkungen des Glaubens mit „Strömen lebendigen Wassers“ vergleicht, die sich reinigend und belebend auf die Umgebung ergießen (Joh. 7, 38).

So ist's noch heute. Der Winter 1906/07 hatte nicht den nötigen Regen gebracht; infolgedessen war die Ernte mager geraten oder teilweise auch ganz ausgefallen, und nun herrschte in dem Jahre 1907, zumal in Jerusalem und Gaza, eine schwere Teuerung, die die Getreidewucherer sich schamlos zunutze machten. Das Blech Wasser kostete schon zu Anfang des Sommers 20 Pf.! Welche Freude herrschte da im Lande, als der Oktober zur rechten Zeit und reichlich die Winterregen brachte! Oder welches fröhliches, volksfestartiges Treiben herrschte in und um Jerusalem, als die Regengüsse des Winters am 10. Februar 1906 den Hiobsbrunnen im Kidrontal zum Überfließen brachten, so daß mehr als 14 Tage lang sich ein fröhlicher Bach durch das sonst trockene untere Tal ergoß. Dieser Vorgang am Hiobsbrunnen spielt in dem allgemeinen Volksglauben eine große Rolle: das Überfließen des Brunnens bedeutet ein fruchtbares Jahr.

29. Zisternen.

Der lange regenlose Sommer hat die Bewohner des Landes zu allen Zeiten gezwungen, rechtzeitig auf einen genügenden Vorrat an Trinkwasser bedacht zu sein. Oft genug versiegen die Zisternen doch noch zu früh, ehe die neuen Winterregen sie wieder füllen; so weiß ich von einer bekannten Familie in Jerusalem, die im Sommer 1904 allein für Wasser 400 Frank aufwenden mußte; das Wasser wurde aus dem Gebirge heraufgeschafft.

Zur Ansammlung des Wassers während der Regenzeit dienen die Zisternen. Ein jedes Haus hat heute eine oder mehrere Zisternen, in die das Regenwasser von den Dächern geleitet wird; und merkwürdigerweise fault in ihnen das Wasser nicht, sondern es klärt sich bald, so daß es zum Kochen und Trinken verwandt werden kann, und hält sich auch den Sommer hindurch frisch und schmackhaft. Natürlich müssen Dächer und Höfe sauber

gehalten und auch die Zisternen von Zeit zu Zeit gereinigt werden. Nicht minder wichtig als diese häuslichen Wasserversorger sind die auf dem Felde für die Herden. Ein jeder Beduinenstamm hat eine ganze Reihe solcher Tränkstätten in seinem Gebiet, und oft genug nötigt eine erschöpfte Zisterne den Stamm, seine Zelte abzubrechen und an einem ergiebigeren Platze wieder aufzuschlagen. Dabei kommen noch heute wie zu Isaaks Zeiten (1. Mose 26, 19—22) Streitigkeiten vor, wenn jemand über seine Kunde hinausgreift. Im Oktober fällt der erste Regen. Aber auch dieser „Frühregen“ bringt den leeren Behältern noch keinen Zufluß, weil die ausgebrannte Erde gierig jeden Tropfen aufsaugt. Im November oder Dezember setzen dann die richtigen Winterregen ein, und nun füllen sich die Zisternen in Stadt und Land, und es füllt sich auch das Herz des Menschen mit neuem Lebensmut und neuer Freude.

Wie sehr schon im alten Israel die harte Not den Menschen zu einer sorgsamten Regelung der Wasserfrage nötigte, erhellt aus den zahlreichen Zisternen, die man heute auf völlig wüstem Gebiet antrifft. Sie sind oft mit den aufgefundenen Gräbern die einzigen Zeugen, daß dort einst Menschenhand gewaltet hat. Und nicht selten gibt heute Menschenhand die ausgeräumten und ausgebesserten Brunnen ihrer alten Bestimmung zurück. Auch an Trümmerstätten kann man keine Ausgrabung vornehmen, ohne auf Zisternen zu stoßen; ja südlich von Jerusalem noch über Bethlehem hinaus und ebenso bei Jericho, Tiberias, et-Tābira u. ö. finden wir sorgsam angelegte Reste alter Wasserleitungen.

Die Zisternen wurden, wenn es anging, in den Felsen gehauen oder doch, da sie in dem bloßen Erdboden leicht Risse bekamen und nicht dicht hielten („löcherige Brunnen“, Jerem. 2, 13), mit Mörtel und Mauerwerk verputzt. Sie sind entweder viereckig oder glockenförmig angelegt; die Brunnendecke neigt sich ein wenig zu den „Mundlöchern“, zu denen das auf der Oberfläche angesammelte Wasser durch ausgehauene Rillen geleitet wird.

Außerdem hat sie eine Öffnung, durch die mittelst des Ledereimers geschöpft wird; nach alter Weise wird dies Brunnenloch durch den schweren Stein (1. Mose 29, 2), neuerdings wird es gewöhnlich durch eine Eisenplatte verschlossen. Unterbleibt der ordnungsmäßige Verschluß, so wird die Zisterne nicht nur unreinigt, sondern es kann auch wohl eins der Haustiere hineinstürzen (Luk. 14, 5).

In größern Zisternen führt in der Regel eine Steintreppe bis auf den Boden herab. Berühmt ist auf dem alten Tempelplatze zu Jerusalem die mächtige sog. Königszisterne. Sie hat 224 m im Umfang und ist 13 m tief in den Felsen eingehauen. Starke Pfeiler tragen das unterirdische Gewölbe, und eine Felsentreppe führt bis auf den Grund. Im ganzen zählt man hier etwa 30 uralte und tiefe Zisternen, von denen häufig noch die Schöpflöcher erkennbar sind; der ganze Boden des Tempelplatzes ist zum Teil von ihnen unterhöhlt. Höchstwahrscheinlich ist auch in dem Felsendom die Höhle unter dem Felsen, der einst den israelitischen Brandopferaltar getragen haben soll, ein solch alter Wasserbehälter. Nachforschungen auf diesem „heiligen“ Boden gestattet der Fanatismus des Islams nicht.

Auf dem Ölberg liegt eine eigenartige kleine Kapelle, die Credokirche der Lateiner, in der nach der Legende die Apostel das Glaubensbekenntnis verfaßt haben. Wahrscheinlich ist dieser Bau bis zu den Kreuzfahrerzeiten auch eine Zisterne gewesen. Man steigt auf Stufen zu dem schmucklosen unterirdischen Gewölbe hernieder, das so tief liegt, daß nur das Dach ein wenig über den Erdboden emporragt; in dem Dach sind ein paar durch ein Sieb verschlossene Luftlöcher, die früher als Schöpflöcher mögen gedient haben. Der felsige Fußboden der Kirche ist uneben. — Am Fuße des Dotanhügels (1. Mose 37, 17) zeigt der Volksmund noch heute die „Josefsgrube“. Wir fanden sie freilich nicht leer, wie die Zisterne es war, in der einst Josef verschwand (1. Mose 37, 24), sondern sie war bis an den Rand mit klarem, grünem Wasser

gefüllt. Es ist ein tiefer ausgemauerter Brunnen von $1\frac{1}{2}$ m Durchmesser, mit doppelter Ummauerung, zwischen der eine Rinne läuft; offenbar wird er durch eine unterirdische Quelle gespeist. Wenn dieser Brunnen auch kaum die „Grube Josephs“ gewesen sein kann, so mögen doch manchesmal Hirten mit ihren Herden hier in der Ebene gerastet und sich erquickt haben, zumal eine Karawanenstraße an der Stätte vorüberführt. Gelegentlich dienen aber auch heute noch wie damals alte Zisternen dazu, um einen Menschen — etwa einen getauften Moslem — spurlos verschwinden zu lassen. Andererseits bildet solch eine alte Zisternenanlage ein willkommenes Mittel zum Versteck; so verbarg einmal zu Davids Zeiten eine Frau die Spione des Königs vor den Verfolgern Abjaloms in der Zisterne ihres Hofes (2. Sam. 17, 18 f.).

Noch berühmter als der Josephsbrunnen ist durch Jesu Gespräch mit der Samariterin (Joh. 4) der Jakobsbrunnen geworden. Er ist heute durch eine mittelalterliche, jetzt restaurierte Kirche überbaut, deren Hauptapsis den runden ausgemauerten Brunnen umschließt. Er mißt gut 2 m im Durchmesser und trägt einen viereckigen Aufsatz als Brunnenkopf. Das Wasser ist heute nicht mehr trinkbar und im Sommer oft erschöpft. Zu Ostern, wenn die frommen Russenweiblein hierher pilgern, gießt der griechische Mönch, der hier als Pförtner weilt, wohl Wasser in den Brunnenkopf, damit die Pilger zu schöpfen haben und ihr Frömmigkeitsbedürfnis befriedigen; ist's ein Betrug, so ist's doch ein „frommer Betrug“. Immerhin beweist der unbefriedigende Wassergehalt noch nichts gegen die Unechtheit der Stätte. Das Wasser kann früher besser gewesen sein, als der Brunnen noch tiefer lag; heute ist er trotz der Tiefe von 23 m auf dem Grunde stark verschüttet. Die Lage an dem Wege von Galiläa über Bēsān nach Jerusalem, den der Herr auf seinen Reisen von Nord nach Süd oft benutzt hat, spricht sogar dafür, daß das Gespräch Joh. 4 hier stattgefunden hat. Rätselhaft bleibt nur, wie die Frau aus der Stadt Sichem zum Wasserholen an diesen Brunnen kommt,

da doch näher bei der Stadt, am Fuße des Berges Garizim und bei der heutigen Kaserne von Nābulus (= Sichem) gutes Quellwasser fließt. Kam sie etwa vom Felde? Der Evangelist sagt nichts darüber. Aber keine Frage ist es, daß sich bereits zu Jesu Zeit an diesen Brunnen, falls es der biblische ist, die Jakobsüberlieferung knüpfte, wenn man auch andrerseits fragen möchte, ob schon Jakob derartige immerhin kunstvollere Brunnen zu bauen vermochte.

30. Die Lilie auf dem Felde.

Wir steigen von der „Stadt auf dem Berge“ (Matth. 5, 14), dem obergaliläischen Safed, hernieder und reiten dem „Herz und Auge Galiläas“ zu. Üppig grünt und blüht um uns die schöne Frühlingsvegetation, ein ganzer Flor von Blumen senkt sich dem blauen See von Genezareth entgegen. Mannshohe Disteln, blaue Lupinen, zartrote Gladiolen, weiße Drobanchen kleiden im Verein mit der grünen Saat die Landschaft in ein buntgewirktes Kleid; aber am schönsten leuchtet doch aus dem frischen Grün die Anemone hervor, die weite Strecken wie mit einem Purpurteppich überzieht. „Achtet auf die Lilien des Feldes, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, sie spinnen nicht. Ich sage euch aber: auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit war nicht angetan wie eine von ihnen“ (Matth. 6, 28 f.), so sprach einst der Herr in eben dieser Gegend, und wir verstehen heute sein Wort.

Die Feld- oder Kronenanemone, auch Windröschen genannt, ist mit ihrer Blutfarbe die augenfälligste Blume des Landes; sie grüßte uns verstohlen am Wege, als wir Ende Januar von der Küste zu der hochgebauten Stadt Jerusalem hinaufritten, und bald deckte sie Berge und Täler, Wüsten und Triften in Nord und Süd in verschwenderischer Fülle. Es gibt an bestimmten Stellen des Landes auch andersgefärbte Anemonen — mein kleines Palästina-Herbarium weist neben den roten weiße und zartlila

Blumen auf —, aber sie stehen an Zahl wie an Pracht weit hinter der Schwester im roten Kleide zurück. Die Form der Blüten und auch der Blätter ähnelt unserer Anemone, aber die Blüte wird viel größer, und die purpurroten Blütenblätter bergen auf dem Grunde einen dunkelsamtenen Kelch, der innig wie ein Gottesauge aus dem flammenden Rot hervorschaut. Denk dir Tausende dieser holden Frühlingskinder und decke damit die steinigen Halden Judäas oder die grünen Triften Galiläas, meng' noch ein wenig von dem lachenden Sonnenschein und dem Himmelsblau des Morgenlandes hinein, und die Pracht ist da, und sie ist unbeschreiblich schön.

Die Bewohner Palästinas stellen denn auch bei der Frage nach der „Lilie“ des Evangeliums die Anemone in die erste Reihe. Aber es streiten noch andere Blumen um den Vorrang mit ihr. Von den eigentlichen Lilienarten kommt im Lande nur der Türkenbund, aber nicht häufig, vor; dagegen wird die schlanke weiße Lilie unserer Gärten, an die wir bei dem Wort des Herrn zuerst denken, wohl in Klöstern und Anstalten, aber nicht wildwachsend, angetroffen, sie ist von der katholischen Kirche erst eingeführt. Beide müssen daher aus dem Wettbewerb ausscheiden, denn der Herr denkt offenbar an eine allbekannte, häufig vorkommende und auf dem Felde wild wachsende Blume, die dann, wenn der Wüstenwind versengend darüber weht, mitsamt dem dürren Gras und Gestrüpp abgeschnitten wird und zum Heizen des Backofens dient (vgl. B. 30). Deshalb kann auch die Deutung auf die Lotosblume oder die Wasserrose nach dem Zusammenhang nicht befriedigen.

Besser besteht in diesem Wettbewerb die faustgroße Schwertlilie des Morgenlandes. Sie kommt, zumal im Ostjordanlande, häufig wildwachsend vor und prangt in reicher Doldenpracht weiß, blau, dunkelsamt, tiefschwarz, zartrosa; nicht selten schimmert sie am Kelche auch gescheckt oder getigert. Die Iris des Morgenlandes ist eine vornehme, hochragende Blume, aber der Herr

Jesus will doch gerade auf die Fürsorge des Vaters im Himmel für die kleinsten und geringsten seiner Geschöpfe hinweisen, da will sich die schlichte, innige und doch so paradiesisch schöne Anemone besser fügen. Freilich, wenn man bei der Blütenpracht, auf die der Herr hinweist, mit Ludwig Schneller an die buntgewirkten Kleider denkt, die in dem nahen Arbela gewebt wurden, so mag man wohl auf die schimmernde Iris kommen. Aber wenn die Beziehung auf Salomo den Gedanken erlaubt oder nahelegt, daß des Königs Tracht das Purpurkleid war, so kann nur die purpurrote Anemone in Frage kommen. Aber ob so oder so, die Fülle der Pracht, die ein palästinischer Frühling hervorzaubert, gibt Zeugnis von einem großen Frühling der Zukunft, da „die Wüste und Einöde lustig sein wird und das dürre Land fröhlich stehen und blühen wird wie die Lilien“ (Jes. 35, 1, nach Luther; der Urtext hat: Krokus).

31. Die Rose von Jericho.

„Wie eine Palme zu Engedi wuchs ich empor und wie Rosenstöcke zu Jericho“, so besingt unter andern Bildern Jesus Sirach das Wesen der göttlichen Weisheit (24, 18). Wir wissen nicht sicher, ob er an wirkliche Rosen denkt oder ob er möglicherweise das Oleandergebüsch meint, das häufig die Bäche Palästinas umsäumt. Jedenfalls denkt er nicht an die dürre Kreuzifere, die jetzt in dem Handel mit „objets de piété“ als „Rose von Jericho“ geht und seltsamerweise ihren Namen der Sirachstelle entlehnt hat.

Denn Jesus Sirach benennt dort die edelsten morgenländischen Gewächse, die gewaltige Zeder vom Libanon und die schlanke Zypresse auf dem Zion, die ragende Palme am Quell Engedi und die Rosengärten von Jericho. Unsere „Rose“ aber ist ein winziges Kräutlein, das mit den Schotengewächsen wie Rettig, Brunnenkresse, Senf, Hirtentäschlein verwandt ist und mit der

stolzen Rose in ihrem Bau nichts gemein hat. Sie wächst auch gar nicht in der Oase von Jericho, sondern sie ist ein Kind der unfruchtbarsten Einöden des südlichen Palästinas und wird namentlich unterhalb des Toten Meeres an sandigen Plätzen gefunden. Sie teilt sich gleich vom Boden an in mehrere Äste, bringt schneeweiße, aber unscheinbare, geruchlose Blüten hervor, aus denen sich im Herbst die Schötchen entwickeln, und wird schon nach einjähriger Lebensdauer fahl und holzig im Geäst. In diesem Zustand zieht sie sich in die knollige oder kugelige Form zusammen, in der sie in den Handel kommt; eine kühne Phantasie mag jetzt wohl eine gewisse Ähnlichkeit mit einer Rosenknospe entdecken.

Ihre Eigentümlichkeit besteht nun darin, daß dies dürre, geschlossene Pflanzengerüst seine Fruchtkrone öffnet, sobald man den Stengel ins Wasser taucht, daß dagegen die Zweige sich wieder zusammenballen, sobald sie trocken werden. Diese Erscheinung erklärt sich aus hygroskopischen (d. h. die Feuchtigkeit betreffenden) Gesetzen, hat aber im Glauben des Volkes die Blume mit dem Nimbus des Geheimnisvollen umgeben und wahrscheinlich zu dem Namen der Botaniker: *Anastatica hierochuntica*, d. h. die Wiederauferstehende von Jericho, Anlaß gegeben. Das Volk sieht in dem „Aufblühen“ im Wasser sinnig ein Bild der Auferstehung und des auferstandenen Heilandes. Die Bethlehemitinnen nennen sie, wohl mit Beziehung auf das Öffnen und Schließen der Finger, *kess mirjām*, d. h. Marienhand; auch soll sie die „geistliche Rose“, die der Heiland gebracht, bedeuten und als Sinnbild der jungfräulichen Geburt gerade in der Christnacht sich öffnen und schließen. Der berühmte Botaniker Linné soll einen Zweig der Jerichorose vor seinem Fenster gehabt haben, um daraus den Feuchtigkeitsgrad der Atmosphäre kennen zu lernen.

32. Der Feigenbaum.

Zu allen Zeiten hat das Gleichnis von der Verfluchung des Feigenbaumes (Mark. 11, 12—14) den Auslegern für das Verständnis Schwierigkeiten gemacht. Es gilt auch hier wieder von den Worten des Heilandes, was schon von gewöhnlichem Menschenwort gilt: Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn. Eine genaue Kenntnis der Entwicklung des Feigenbaums und seiner Früchte beseitigt die Schwierigkeiten des Verständnisses und nimmt von dem Heiland auch den Schein der Ungerechtigkeit oder Willkür, der dadurch entstehen kann, daß der Herr den Baum um seiner mangelnden Früchte willen verflucht, obwohl „es noch nicht Zeit war, daß Feigen sein sollten“.

Der Herr tritt um die Passahzeit, also etwa im April, in der Erwartung von Früchten an einen Feigenbaum heran, der im Blütenschmuck am Wege von Bethanien nach Jerusalem steht. Nun bringt der Baum aber, so sagt man, erst von Ende Juli bis zum Dezember seine Früchte, die Haupternte fällt in den August. Dennoch sahen wir im Lande bereits im März die Feigenbäume grünen und Fruchtknoten treiben, und als wir am 10. April von Norden her auf Samaria (Sebastie) zu ritten, trafen wir im Baum am Wege einen Knaben, der bereits Früchte pflückte, von denen wir einige erwarben. Sie sahen aus wie kleine, grüne, unreife Birnen, schmeckten aber weniger nach Gurken, wie man uns sagte, als nach Mandeln. An demselben Tage noch fanden wir diese Früchte auf dem Markt von Nābulus (Sichem) feilgeboten, wo sie von den Eingeborenen als Leckerbissen mit Salz verzehrt wurden. Der Baum trägt also auch bereits im April Früchte, und demnach wäre die Erwartung des Herrn nicht ganz so ungereimt, als es auf den ersten Blick scheint. Es sind das vorjährige Früchte, die sogenannten Frühfeigen; sie haben im August bei der Ernte der „Sommerfeigen“ ihre Reife nicht erlangt, sei es, daß dem Baum die nötige Pflege fehlte, sei

es, daß die Überfülle von Früchten daran schuld war. Sie durchwintern also und kommen, wenn die Witterung nicht gar zu ungünstig ist, im nächsten Frühjahr nachträglich zur Reife. Sobald dann die Natur erwacht, also etwa im Februar, noch ehe die Blättertriebe sich entwickeln, brechen die Ansätze der „Frühfeigen“ hervor und entwickeln sich in der warmen Frühlingssonne rasch. Anfang Juni werden sie reif, um die Osterzeit sind die Früchte noch unreif, aber auch unreif bilden sie auf dem Marke eine begehrte Delikatesse. Man pflückt sie um so lieber unreif und sieht auch in dem Naschen von fremden Bäumen kein Unrecht, weil die meisten Frühfeigen doch abfallen, sobald im Mai die Fruchtansätze der eigentlichen Feigen, der Sommerfeigen, sichtbar werden. Von diesem Abgang heißt es in der Offenbarung St. Johannis: „Die Sterne des Himmels fielen auf die Erde, wie ein Feigenbaum unreife Früchte fallen läßt, wenn ihn ein starker Wind schüttelt“ (6, 13). Die Sommerfeigen entwickeln sich erst an den frischen Trieben, während die Frühfeigen an dem vorjährigen Holz wachsen, und die Sommerfeigen treiben dann im August, und bis in den Dezember hinein, ihre süße Frucht.

Man darf also gewissermaßen von einer doppelten Ernte sprechen, die unter normalen Umständen jeder Feigenbaum bringt. Wenn daher Jesus den Baum am Wege im Blüten schmuck prangen sah, so hatte er wohl Grund, Früchte, nämlich unreife Frühfeigen, die vor den Blättern sich entwickeln, an ihm zu erwarten, um mit ihnen nach Landessitte seinen Hunger zu stillen (Mark. 11, 12 f.). Wenn aber Markus den Zusatz macht: „Er fand nichts als Blätter, denn es war nicht die Zeit der Feigen“, so denkt er bei dieser „Feigenzeit“ unfraglich an die Haupternte im Sommer. Dann ist ein Baum im Blätterkleid ohne Früchte, d. h. ohne Sommerfeigen, ganz undenkbar, im Frühling dagegen mag es wohl einmal vorkommen, daß ein blätterreicher Baum ohne Früchte, d. h. ohne Frühfeigen, ist.

Ist das aber die Regel, daß der Feigenbaum eigentlich das ganze Jahr hindurch Früchte, wenn auch mehr oder minder entwickelte Früchte, trägt, seien es Früh- oder Sommer- oder Spätfeigen, die wohl gar die Dezemberstürme überdauern, so wird es offenkundig, wie sehr der Herr im Gleichnis (Luk. 13, 6—9) im Recht ist, wenn er den Feigenbaum, der drei Jahre lang Jahr für Jahr keine Frucht getragen hat, ausreuten will und wie auch der Weingärtner, der Fachmann, ihn als hoffnungslos unfruchtbar aufgibt, falls er im vierten Jahre abermals nichts bringt.

Die getrockneten und gepreßten Feigen, der sog. „Feigenkuchen“, spielen nicht nur als Proviant auf Reisen (1. Sam. 25, 18), sondern auch als Heilmittel eine Rolle; und in der Tat eignet sich die Frucht um ihrer erweichenden Wirkung willen wohl zu dem Pflaster, als das sie dem kranken König Hiskia auf sein Geschwür gelegt wird (Jes. 38, 21).

33. Der Weinstock.

Mit dem Feigenbaum verträgt sich räumlich der Weinstock aufs beste; nur daß er mehr an Pflege beansprucht. Ist der Feigenbaum nach einem Sprichwort der Bauern eine fellāha, d. h. eine wetterfeste Fellachenfrau, die auch ohne besondere Pflege etwas vertragen und leisten kann, so ist der Weinstock eine sitt, d. h. eine vornehme Städterin, die viel Rücksicht und Aufmerksamkeit verlangt.

Diese Verknüpfung von Feigenbaum und Weinstock ist uralte. Sie findet sich in dem Gleichnis des Herrn, der den unfruchtbaren Feigenbaum im Weinberge gepflanzt sein läßt und den Weingärtner mit seiner Pflege betraut (Luk. 13, 6 f.). Sie findet sich noch früher in dem ansprechenden Bilde der Propheten, daß in Israel „ein jeder unter seinem Weinstock und unter seinem Feigenbaum sitzen wird“ (Micha 4, 4; Sach. 3, 10 u. ö.). Wir

dürfen bei diesem Zuge aus dem prophetischen Friedensgemälde, um geschichtlich wahr zu bleiben, nicht an ein trauliches Stilleben der Familie im Schatten des Hauses oder der Laube denken, sondern wir müssen mit dem Winzer hinaus in den Weinberg ziehen. Wenn im Juli oder später die Zeit der Weinernte beginnt, dann übersiedelt er noch heute wie zu Israels Zeiten mit Kind und Vieh in die Weinbergshütte (Jes. 1, 8), von der aus er den Weinberg übersehen und bewachen kann. Monatelang lebt er dort nun buchstäblich „unter seinem Weinstock und Feigenbaum“ (1. Kön. 4, 25). Er muß scharf aufpassen, um das Seine vor den „Weinbergsverderbern“ (Hohel. 2, 15) zu bewahren; denn die diebische Neigung seiner Landsleute stellt schon den unreifen Früchten nach, und die Füchse sind noch immer Liebhaber der süßen Trauben (Hohel. 2, 15). Deshalb baut er sich die leichte Hütte von Laubwerk (Hiob 27, 18) wohl auch zu einem festeren Wachturm aus (Matth. 21, 33), in dessen Innenraum nachts das Kleinvieh weilt. Trotzdem aber ist diese Zeit für den Fellachen die Hauptfreudenzeit des ganzen Jahres (Richt. 9, 27); man schmaust, verkauft und lebt am Herzen der Natur in behaglichem Genießen dahin, bis die Reben und Fruchtbäume im Weinberge abgeerntet sind. An dieses patriarchalisch-paradiesische Leben müssen wir denken, um den Sinn jenes alttestamentlichen Bildes voll zu erfassen.

34. Der Ölbaum.

Dem Feigenbaum und Weinstock ist in der alten Jothamsfabel (Richt. 19, 7 ff.) der Ölbaum zugesellt, und auch der heutige Bauer stellt die drei zusammen. Gleich die Rebe einer verwöhnten Stadtdame, gleich der Feigenbaum der abgehärteten Bauersfrau, so ist der Ölbaum eine bedawīje, d. h. ein Beduinenweib, das trotz aller Entbehrung in der Wildnis heranwächst und stark und leistungsfähig wird. Ähnliches bringt schon das Gesetz

Mosis zum Ausdruck, wenn es in dem „Liede Mosis“ heißt (5. Mose 32, 13): „Gott ließ sein Volk Öl saugen aus Kieselgestein“. Der Ölbaum könnte weit zutreffender als die Palme als Sinnbild und Wahrzeichen des Heiligen Landes gelten, zumal er hier seit alters heimisch ist. Das einzige, was er beansprucht, ist ein freies Gelände, das er mit seinen Wurzeln und Zweigen beherrschen kann. Während Feigenbaum und Weinstock sich gut vertragen und daher häufig in der Bibel zusammen genannt werden, findet sich niemals die Nebeneinanderstellung: Ölbaum und Weinstock; offenbar hat das seinen Grund mit in dieser Eigenart des Bodens. Im übrigen gedeiht er so gut wie ohne Pflege, und zum Herbst reifen die Früchte. Die Ernte derselben heimst der Fellache ein, indem er statt des mühsamen Pflückens die reifen Oliven einfach mit dem Stock abschlägt. Daß dabei die jungen Triebe, die im nächsten Jahr Frucht tragen sollten, verletzt werden, ist nur zu begreiflich, und so ist's eine natürliche Folge dieses Verfahrens, wenn der Ölbaum dem Fellachen nur alle zwei Jahre eine reiche Ernte liefert. Aber das liegt an der Behandlung und nicht am Baum. Die deutschen Kolonisten pflücken die Früchte sorgfältig und erzielen dadurch auch eine jährliche, gleichmäßige Ernte. Übrigens wandelt der Fellache mit jener sorglosen Art zu ernten in den Spuren des alten Israeliten. Bei Jesaias heißt es in dem Drohspruch über Damaskus und Ephraim: „Eine Nachlese wird von ihm übrig bleiben wie beim Abschlagen der Oliven: zwei, drei Beeren im obersten Wipfel, vier oder fünf in den Zweigen des Fruchtbaums“ (17, 6; vgl. auch 24, 13; Luther übersetzt ungenau: „schütteln“).

Berühmt sind die acht großen Olivenbäume, die in dem Gethsemanegarten der Lateiner gezeigt werden. Sie sind offenbar sehr alt, wie die Risse und Ummauerungen der mächtigen Stämme beweisen; aber daß sie aus Jesu Zeit herkommen, ist schon um deswillen unwahrscheinlich, weil Titus, der Eroberer Jerusalems i. J. 70 n. Chr. G., alle Fruchtbäume Jerusalems bis zu einem

Umfreis von zwei Meilen umhauen ließ. Soll durchaus ein Zusammenhang mit den biblischen Bäumen konstruiert werden, so wäre an eine gemeinsame Mutterwurzel zu denken. Der knorrige Wurzelstock des Olivenbaums ist unverwüßlich und treibt immer frische Schößlinge, die okuliert werden und zu neuen kräftigen Bäumen heranwachsen. Einen besonders alten und knorrigen Baum, dessen Stamm unter der Gabelung $1\frac{1}{2}$ —2 m im Durchmesser fassen mochte, sahen wir in Obergaliläa oberhalb des jüdischen Wallfahrtsortes Mērōn, beim Ritt auf den Dschebel Dschermaf.

35. Namen.

Die biblischen Ortsnamen sind meist mit Rücksicht auf die Örtlichkeit oder gewisse Ereignisse, die sich an die Örtlichkeit knüpften, gewählt. Der Karmel (= Baumgarten) führt seinen Namen von dem Schmuck der grünen Wälder, den die Propheten rühmen (Jes. 35, 2; Am. 1, 2); die Ebene Jesreel erweist sich schon durch ihren Namen „Gott säet“ als die Fruchtebene des Westlandes. Bei Bethphage (= Feigenort) wird in alter Zeit sich ein ganzer Feigenwald erstreckt haben, noch heute trifft man dort schöne Feigengärten (vgl. Mark. 11, 12 ff.). Bethlehem heißt „Brothaus“ um der Fruchtgärten willen, die das Städtlein zu einer Oase in der Wüste machen. Engedi (= Bocksquelle) trägt seinen Namen von dem dort springenden Süßwasserquell, Bethabara (= Furthausen) heißt in den jüngeren Evangelienhandschriften der Ort, an dem Johannes taufte, weil dort ein Übergangspfad vom West- nach dem Ostlande war. Gibeä (= Hügel) heißen verschiedene Orte um ihrer hohen Lage willen. Mahanaim (= Heerlager) nennt Jakob den Ort, an dem ihm die himmlischen Heerscharen begegneten. Pniel, d. h. Angesicht Gottes, hieß er die Stätte, da er mit dem Engel Gottes gerungen hatte.

Diese Ortsnamen sind oft Jahrtausende hindurch trotz zeitweiliger hellenistischer Übermalung ziemlich unverändert bewahrt worden, man vergleiche den biblischen Namen Jericho mit dem heutigen Erīhā, Bethlehem mit Bēt lahm, Gaza mit Gazze. Da macht also die Lokalisierung keine Schwierigkeiten. Zuweilen führt aber gerade dieser Anklang an die alten Namen irre, insofern die Lage oder die Ruinen der neuen Stadt zu dem Orte alten Namens nicht passen wollen. So ist es z. B. mit der heutigen Ortschaft Umm lākis in Südpalästina, in deren Namen der der alten Kananiterstadt Lachis (Jes. 10, 3 u. ö.) widerklingt. Die Ausgrabungen der Engländer bei Umm lākis (1890) haben aber ergeben, daß die dortigen Ruinen nicht über die römische Zeit hinausreichen, daß also die Ortslage von Umm lākis sich mit der des alten Lachis nicht deckt. In solchen Fällen liegt die Annahme nahe, daß eine Zerstörung der Stadt und eine Deportation der Bewohner an einen entfernteren Ort stattgefunden hat, daß man aber für diesen neuen Ort den alten Namen beibehielt. Eine solche Versetzung wird uns öfter, z. B. in der Geschichte von Kairo und Lübeck, berichtet.

Neben den bekannten biblischen Namen tauchen aber noch immerfort neue Namen mit biblischem Anklang oder auch ohne ihn auf. Das liegt, zumal in entlegenen Gegenden, daran, daß das Land von Jahr zu Jahr sorgfamer erforscht wird und diese fortgehende Erforschung manch neues Licht auf alte Ortslagen wirft. Es rührt aber auch mit daher, daß die Eingeborenen in der Erfindung neuer Namen nicht verlegen sind. Es kann einem passieren, daß man auf zwei oder drei Erkundigungen nach dem Namen einer Örtlichkeit, eines Tals oder einer Straße ebensoviel verschiedene Namen zur Antwort bekommt, und zuweilen erlebt man, wie die Eingeborenen auf die Frage nach Namen, welche die große Karte der Engländer — die beste, die wir bisher haben — verzeichnet, den Kopf schütteln oder eine andere Örtlichkeit unter diesem Namen zeigen. Liegt das zum Teil auch an der schwankenden und undeutlichen Aussprache der Namen im

Volksmund oder an der verschieden aufgezeichneten Übertragung ins Deutsche oder ins Englische, so kommt doch der Mangel an Einheitlichkeit in der lokalen Namengebung und die lebenswürdige Bereitwilligkeit der Eingeborenen, den Wißbegierigen durch irgend eine Auskunft zu befriedigen, hinzu.¹⁾

Wir hatten Schem (Nābulus) im Rücken und ritten gen Jerusalem durch eine schöne Talebene, die von den Zügen des Ebal und des Garizim auf beiden Seiten eingefast wird. Die Karten nennen sie el-machna oder „Ebene von machna“ nach einem kleinen Ort, der am Süden der Ebene liegt. Fragt man aber an Ort und Stelle die Eingeborenen nach der „Ebene von machna“, so verweisen sie auf den südlichsten Teil der Ebene, der zur Gemarkung des Dorfes Machna gehört, und nur auf ihn. Ähnlich haben sie auch für die übrigen Partien der Ebene nach den anliegenden Dörfern Teilbezeichnungen, während ihnen, wie meist in ähnlichen Fällen, eine Allgemeinbezeichnung für die ganze Ebene fehlt. Sie nennen sie schlechtweg es-sachl, „die Ebene“. Aber gerade so hatte man uns am Tage zuvor die alte Dothanebene nördlich von Samaria (Sebastie) benannt. Wir forschten daher nach einer genaueren Bezeichnung für diese Ebene, und siehe, ein pfiffiges Fellachenmädchen gab kurzerhand die Antwort „el-faradiso“, „das Paradies“. In der Tat, ein treffender Name für die weite, lachend grüne Ebene, deren guter Weizen berühmt ist, aber nur eben — als Verlegenheitsauskunft treffend erfunden. Dieser Mangel einer Gesamtbezeichnung macht sich übrigens schon in der biblischen Namengebung fühlbar. Für die Wüste Juda z. B. hat die Bibel keinen einheitlichen Namen, sondern sie nennt die verschiedenen Teile des Gebiets mit verschiedenen Namen oder unter Hinzufügung der nächstgelegenen Siedelungen wie z. B. Wüste von Maon, Wüste von Siph, Wüste von Engedi usm.

¹⁾ Wie sehr durch solche abweichenden Angaben die gewissenhafte Aufnahme des Landes erschwert wird, das erfahren gerade gegenwärtig zu ihrem Leidwesen die neuesten Erforscher des peträischen Arabiens, Musil, Saussen, Dalman.

Häufig lehnt sich die Namengebung noch heute an die Örtlichkeit oder die mit ihr verknüpfte Überlieferung. Der erste Ritt aus Jerusalems Toren führte uns im Dämmerlicht des Abends durch die Talsohle des Wadi Buwāi. Es ist eine Steinwüste, in der wir Arme und Beine gebrochen hätten, wenn nicht unsere Grautierchen gleitend, springend, kletternd sicher ihren Weg genommen hätten. Auch die Araber nennen dies Tal bezeichnenderweise el-Wa'r, d. h. „das Unwegsame“. Der zweite Ausflug führte uns in das Wadi el-Werd, das „Rosental“, in dem die Bahn nach Jaffa und die Karawanenstraße nach Gaza entlang läuft. Der Ursprung dieser Bezeichnung ist klar, wir sahen auch knospende Rosensträucher. Aber der Name lebt nur im Munde der Kartographen, das Volk kennt ihn nicht. Bei Samaria heißt ein fruchtbares, reich bewässertes Tal im Volksmund Wadi el-Amir, das „Fürstental“. Vielleicht verdankt es nur seiner Üppigkeit den Namen, vielleicht gehörte es aber auch in alten Zeiten, als Samaria die Hauptstadt des Reiches Israels war, zum königlichen Besitz. Übrigens kennzeichnet die Aussprache des heutigen Ortsnamens Sebastie (= Samaria) so recht die Unsicherheit, die auf diesem ganzen Gebiet herrscht. Noch Bädeler und andere Forscher betonen das Wort auf der dritten Silbe und sprechen Sebastīje, der Eingeborene dagegen sagt: Sebāstie.

Bei den Personennamen ist es eine weit verbreitete Erscheinung, daß der eigentliche Familienname oft von dem dem Betreffenden beigelegten „Übernamen“ ganz verdrängt wird, sei es, daß dieser Übername als Spitz- oder als Kosename gedacht ist. So erzählt der wackere Pater Biever im deutsch-katholischen Hospiz von et-Tābira am See Genezareth nach von Sodens Reisebriefen von einem Hausierer, der auf die Frage nach seinem Namen sich „Seekrabbe“ nannte und darüber seinen eigentlichen Namen fast vergessen hatte. In der Tat schob er beim Gehen mit der Schulter vorwärts, wie es die Krabbe bei ihren Bewegungen tut. Von dieser Gangart trug er den Übernamen davon. Andere bekannte

Zunamen sind: Rabe, Wolf, Schakal, Hühnerdieb usw. Es wiederholt sich hier der gleiche Vorgang, der einst Joas, dem Vater Gideons, den Namen Jerubbaal, d. h. „Baal streite gegen ihn“ eingebracht hat (Richt. 6, 32). Und auch dem Herrn Jesus ist im Verkehr mit dem vertrauten Jüngerkreis dieser Brauch nicht fremd. Den Simon, Sohn des Johanna, nennt er Fels und den Simon von Kana Eiferer. Den Levi nennt er Matthäus, d. h. vielleicht Treumann, und den Bartholomäus Nathanael, d. h. Gottesgabe. Den Thomas heißt er Zwillings und die beiden Zebedaiden Boanerges, d. h. Söhne des Donners (vgl. Luf. 6, 14; Mark. 3, 17 f.; Joh. 21, 2). Ähnlich verhält es sich mit dem Patronymikon Barjesus (Apg. 13, 6), d. h. Sohn des Jesus. So heißt jener Magier auf Zypern, der aber auch um seiner Zauber-
kunst willen Elymas (arabisch = Weiser) genannt wird oder sich selber so nennt (B. 8).

36. Schluß.

Anspruchlose Bilder sind in loser Reihe an dem Auge vorübergezogen, deren Folge sich unschwer vermehren ließe; sie geben sich als Erinnerungen und Früchte einer mehrmonatlichen Studienreise, zu der der Verfasser von seiner heimischen Behörde an das Deutsche evangelische Institut für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes in Jerusalem entsandt war. Diese Blätter möchten unnütz erscheinen, da die Flut der Palästinaliteratur bereits hoch geht und von Jahr zu Jahr mehr anschwillt; kein anderes Ländchen der Erde von der Größe Palästinas dürfte eine solche Überproduktion aufzuweisen haben.¹⁾ Aber gerade angesichts dieser Masse verfolgt dies Büchlein an seinem bescheidenen Teil einen Zweck: es will trotz seines losen Gewandes auf der Grundlage ernster wissenschaftlicher Studien, die die Palästinaforschung

¹⁾ Dr. Thomsen führt in seiner „Systematischen Bibliographie der Palästina-Literatur“ (1908) an populären und erbaulichen Reisebeschreibungen für die Jahre 1895—1904, obwohl diese Rubrik eigentlich aus dem Rahmen der wissenschaftlichen Bibliographie herausfällt, über 300 Nummern auf.

unserer Tage erbracht hat, dazu helfen, das Heilige Land in evangelischem Geiste zu schauen und wirklich als Heimatland der Bibel zu werten.

Deshalb sind wir nicht an „heilige Stätten“ „gepilgert“, deren Echtheit so oft erdacht und so oft fragwürdig und so selten überzeugend beweisbar ist; es ist sicher kein Zeugnis für die Armut inneren Lebens, wenn solche „heiligen Sehenswürdigkeiten“ mit dem, was die Legendenindustrie und der fetischartige Frömmigkeitsbetrieb daran hängen, in einem evangelischen Gemüt keine Faser des Herzens rühren oder aber Empfindungen wachrufen, die den beabsichtigten schnurstracks zuwiderlaufen. Und was trägt diese Wallfahrt zu den Heiligtümern für das Verständnis der Bibel aus? Deshalb haben wir auch nicht die Eindrücke einer Reise wiedergegeben, die zumeist flüchtig und gehaltlos, nicht selten bei dem komplizierten Charakter des Palästiners und seines Landes auch irrig sind und durch die kritiklose Herübernahme in andere Reisebeschreibungen ein Fortleben führen, das sie nicht verdienen. Sondern wir sind den Spuren der Vergangenheit in der Gegenwart nachgegangen. Wir haben das Große geschaut und das Kleine nicht übersehen und in beidem das Charakteristische zu verstehen versucht. Wir haben die gemächliche Pilgerstraße und die ausgetretenen Touristenpfade verschmäht und auf unbequemen Wegen unter sachkundigster Leitung wochenlang abgelegene Gegenden durchstreift. Wir haben stets die engste Berührung mit dem Volksleben gesucht und ein Verständnis für die landschaftliche Eigenart des Landes zu gewinnen gestrebt. So ergaben sich die losen Skizzen von Land und Leuten, von Natur und Kultur, von Sitten und Unsitten, von Leben und Tod, wie wir das alles heute in dem arabischen Lande bei Fellachen und Beduinen finden und wie es einen Rückschluß gestattet oder ein Licht wirft auf die biblische Vergangenheit des Landes. Erst diese Art zu reisen und das Land kennen zu lernen, erweitert den Blick und gibt Freude am Volksleben, fördert das Verständnis für das äußere und innere

Gewebe der biblischen Geschichten und schafft eine farbige, plastische Anschaulichkeit von den örtlich und zeitlich bedingten Formen, in deren Rahmen sich nach Gottes Rat die Heilsgeschichte mit ihren großen, ewigen Taten eingefügt hat. So läßt sich ein bleibender Gewinn erzielen, der das reflektierende Gemüt sicherer mit dem Lande der Länder, aber auch mit dem Buch der Bücher verbindet, als aller Weihrauchdunst der Heiligtümer und aller Goldglanz der populär erbaulichen Reiseschilderungen.

Es bleibt nur noch übrig, von der Masse der Touristenliteratur hinweg auf eine Reihe gediegener Veröffentlichungen zu verweisen, die wir mit Dank benutzt haben und zur Förderung einer zuverlässigen Kenntnis der Natur, der Bevölkerung und der wirtschaftlichen Eigenart des Landes in Gegenwart und Vergangenheit angelegentlich empfehlen: ¹⁾

Palästinajahrbuch des Deutschen evangelischen Instituts für Altertumskunde des Heiligen Landes, Jahrgänge 1905—1908.

Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins (Jahrgang 1899).

Mitteilungen und Nachrichten des Deutschen Palästina-Vereins (Jahrgang 1905 und 1906).

Dalman, Palästinischer Diwan (1901).

Bauer, Volksleben im Lande der Bibel (1903).

Löhr, Volksleben im Lande der Bibel (1907).

Guthe, Palästina (Monographien zur Erdkunde, 1908).

Guthe, Kurzes Bibelwörterbuch (1903).

J. Böhmer, Aus dem Heiligen Lande (Reform. Kirchztg. 1908, Nr. 45 - 52).

¹⁾ Um keine Unklarheiten aufkommen zu lassen, sei ausdrücklich bemerkt, daß nur die von mir herangezogene Literatur hier aufgeführt ist. Erfreulicherweise beschränkt sich der Kreis gediegener einschlägiger Veröffentlichungen nicht hierauf, und als einem, der ein reichgesegnetes und fruchtbares Vierteljahr an der jüngsten Stätte deutscher Forschung im Heiligen Lande verlebt hat, wird man mir's nicht verargen, wenn ich der Freude darüber Ausdruck gebe, daß gerade die Arbeiten, die direkt oder indirekt unserm Deutschen Evangelischen Archäologischen Institut in Jerusalem entstammen, mitberufen scheinen, einen frischen Zug gesunder Realistik in die Literatur zu bringen und das Interesse für eine wirkliche Erforschung des Heiligen Landes zu verbreitern.



Inhalt.

	Seite
Vorwort	3
1. Schirokko	5
2. Ernten	7
3. Der Pflug	9
4. Tierquälerei	10
5. Hunde	11
6. Ein Land, darinnen Milch und Honig fließt	13
7. Schafskleider	18
8. Puz	19
9. Aberglaube	22
10. Die enge Pforte	24
11. Das Haus	25
12. Der Eckstein	27
13. Die Handmühle	28
14. Hochzeit	30
15. Tanz und Reigen	33
16. Begräbnis	35
17. Trauergebräuche	38
18. Das Grab des Heilandes	40
19. Die Synagoge	44
20. Wege	49
21. Ähren austaufen	53
22. Reisen	54
23. Räuber und Mörder	56
24. Gastfreundschaft	61
25. Herbergen	64
26. Das Belt	66
27. Die Wüste	68
28. Wasser	74
29. Zisternen	76
30. Die Lilie auf dem Felde	80
31. Die Rose von Jericho	82
32. Der Feigenbaum	84
33. Der Weinstock	86
34. Der Ölbaum	87
35. Namen	89
36. Schluß	93

Princeton Theological Seminary Libraries



1 1012 01245 4015



